

Wolfswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Ostpreußen
je mm 0,12 Zloty für die achtspaltige Zeile,
außerhalb 0,15 Zloty. Anzeigen unter Text 0,60 Zloty.
von außerhalb 0,80 Zloty. Bei Wiederholungen
erhöhtliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierteljährlich vom 1. bis 15. 8. cr.
1,65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl.
Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz,
Seatestraße 29, durch die Filiale Königshütte,
Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteurs.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Seatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postfachkonto P. R. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprechanhänge: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 1004

Der Völkerbund kontrolliert den Kelloggspakt

Nachprüfung auf der Septembertagung — Eine Ergänzung des Locarnoabkommens

Genf. Nach der amtlichen Uebersetzung der beiden englischen Noten zum Kelloggspakt an den Völkerbund wird nunmehr in maßgebenden Völkerbundskreisen erwartet, daß der Vollversammlung des Völkerbundes im September von den Unterzeichnern des Paktes die Möglichkeit gegeben werden wird, zum Kelloggspakt Stellung zu nehmen, trotzdem dieser Punkt bisher noch nicht auf die Tagesordnung der Vollversammlung gesetzt worden ist. Man erwartet, daß Briand als erster der Vollversammlung die Ziele des Kelloggspaktes entwideln und hierbei insbesondere auch die Beweggründe der ursprünglich französischen Initiative zum Abschluß des Kriegsverzichtsabkommens darlegen wird. Es wird ferner damit gerechnet, daß die Vollversammlung im Anschluß an die Erklärungen der Un-

terzeichner des Kelloggspaktes in einer allgemeinen Beschlusssatzung den Wunsch auf Unterzeichnung des Paktes durch sämtliche Mitgliedsstaaten des Völkerbundes zum Ausdruck bringen wird. In gleicher Weise wurden auch die Locarnoabkommen dem Völkerbundsrat vorgelegt. Nach den Bestimmungen des Artikels 18 des Völkerbundspaktes muß auch der Kelloggspakt ebenso wie die Locarnoabkommen um international rechtlich bindende Kraft zu erlangen, vom Generalsekretariat des Völkerbundes eingetragen und veröffentlicht werden. Die Bekanntgabe des Kelloggspaktes im Rat wird gleichfalls zu längeren Erklärungen der Unterzeichner des Paktes innerhalb des Völkerbundsrates führen.

Und alles horcht auf!

Als jenes denkwürdige Interview Pilsudskis erschien, welches jowiel Kopfschütteln hervorrief, wurden wir freudlich darauf aufmerksam gemacht, daß uns der Marschall bei weitem noch nicht alles gesagt hat, was er nicht nur unter der Adresse der Volksvertreter, sondern besonders an das Volk selbst auszuführen habe. Und seit jenen Tagen werden wir geflüstert mit „Geheimnissen“ gefüttert, die zwar von seinen Absichten sprechen, aber welcher Art diese Geheimnisse sind, das verbirgt sich rätselhaft und selbst die Intimiten der Runde um den Marschall wissen nicht, was nun der Marschall wirklich zu sagen gedenkt. Jedenfalls wird es etwas ganz Gewaltiges sein; denn es stammt von Pilsudski, der uns schon manche Ueberraschung bereitet hat und bestimmt noch bereiten wird, wenn wir uns allmählich auch daran gewöhnen werden, diese Ueberraschungen leichter hinzunehmen; denn sie gehören eben bei uns zum Requisite der Staatskunst, zur neuzeitlichen Gestaltung unseres politischen Lebens, welches wir zusammenfassend „die moralische Sanation“ benennen. Wie weit man allerdings hierbei von wahrhafter Moral sprechen darf, das mag sich jeder nach seinem Gutdünken auslegen, das Unangenehme erfährt er auf alle Fälle noch immer zeitig genug.

Um nicht auf Hirngespinnne auszugehen, sei, um der Ehre des Marschalls Pilsudski halber mit aller Klarheit festgestellt, daß er nicht für die Geheimnistuerei seiner Anbeter verantwortlich gemacht werden kann und nur das Wenigste trifft zu, was so anlegendenbißung in letzter Zeit dem aufmerksamen Leser zugetragen worden ist. Und die Güte des Alltags will es, daß nun endlich auch Gelegenheit gegeben ist, an einem historischen Tage etwas zu hören, was denn werden wird. Wir sagen nichts ja Ueberraschendes, was nicht zu ertragen wäre. Denn zwischen Reden und Taten sind doch gewaltige Unterschiede, und die polnische Demokratie, um die heute gespielt wird, ist doch kein so einfaches Gebilde, daß man sie mit einer geredeten Rede hinwegwischen könnte. Schließlich ist deren Verfall nicht allein von Pilsudski verschuldet, sondern ein Werk jener reaktionären Parteien, die mit dem Sejm jahrelang Schindluder getrieben haben, bis sie im Mai 1926 durch den Staatsstreich in die Wirklichkeit erzwungen und ein williges Opfer staatsmännischer Launen wurden, neugewählt um so williger folgten, um das Zeitliche nicht zu vorzeitig segnen zu müssen. Und auch die Attade wurde leicht hin hingenommen, in Erwartung der Septembertagung des Parlaments, die des Rätsels Lösung bringen soll. Und als ein kleines Vorspiel betrachtet man die Tagung der Legionäre, welche am 12. August in Wilna zumammentritt und an welcher Pilsudski seine Botschaft verkünden soll.

Man wird vergeblich darnach fragen, warum ausgerechnet der 14. Jahrestag und nicht der 15. gefeiert wird. Boshafte Zungen behaupten, daß wahrscheinlich zum 15. Jahrestage doch schon ein Ausgleich zwischen Pilsudski und Parlament stattgefunden hat und daß dann die Feier weniger eine Kampfanlage denn ein Freudentag werden wird. Nun, wer immer in diesem geheimnisvollen Rahmen Recht behalten mag, wir genügen unserer journalistischen Pflicht und erwarten im Interesse des Aufbaus des polnischen Staatswesens das Allerbeste. Was zu der Legionärsfeier selbst gesagt werden sollte, ist hier bereits in dem Artikel „Heerchau“ gesagt worden, weil unsere Patrioten würdiger wie die Legionäre die offizielle Vorfeier schon am 6. August begangen haben, und es wird ihnen am 12. nichts übrig bleiben, als die Erwartungen und Hoffnungen auszusprechen, die man schon so reichlich wiederholt hat. Unter anderen Umständen, unter normaler politischer Lage wäre diese Wilna-Demonstration eine charaktervolle Feier jener Leistungen, die ruhmreich in der Geschichte der Kampftruppen um die Unabhängigkeit des polnischen Volkes unauslöschlich eingetragen sind. Den ausländischen Beobachtern drängt man aber mit dieser Demonstration die Annahme auf, als wenn man unter der Adresse des Völkerbundes sagen wollte, wir können auch anders, wenn endlich mit dem Schreihals Woldegaras nicht Ordnung geschaffen wird. Diesen Charakter gibt man eben der Wilnafeier der Legionen und der Umstand, daß man nach Wilna und nicht an den Ort des Ausrückens der Legionen ins Feindesland oder in die erste siegreich eroberte Etappe gegangen ist, erhöht die Spannung und Erwartung, die sich an diese Demonstration knüpfen.

Der nüchterne Betrachter politischer Erscheinungen weiß, daß trotz aller Ueberraschungen in Pilsudskis Politik er selbst den Ereignissen auf weltpolitischer Bahn sehr abwägend gegenüber steht und sich wohl hüten wird, unbed-

Auffehererregender Raubmord in Paris

2 Tote und 2 Verwundete — Banditen überfallen ein Juwelieregeschäft am helllichten Tage

Paris. Am Freitag nachmittag, wurde hier ein Raubüberfall verübt, bei dem es 2 Tote und 2 Verwundete gab. Am Vormittag erschien in einem Juwelierladen ein Kunde und ließ sich von dem Inhaber eine Reihe von Schmuckstücken zur Auswahl vorlegen. Hierauf verließ er das Geschäft, ohne irgend etwas zu kaufen. Am Nachmittag erschien er wieder. Ohne ein Wort zu verlieren, gab er mehrere Schüsse auf den Juwelier ab, der tot hinstiel. Die Frau des Juweliers, die sich im oberen Stockwerk aufhielt, sprang vor Schreck aus dem Fenster und verletzte

sich schwer. Die von Vorübergehenden herbeigerufene Polizei, sah sich zu einer regelrechten Belagerung des Ladens gezwungen, da der Verbrecher aus dem Fenster wiederholt Schüsse auf die Straße abgab. Nach lebhaftem Kugelwechsel gelang es der Polizei in das Geschäft einzudringen, wo sie den Banditen mit einem Revolverbeschuss im Rücken tot vorband. Ein Weinhandler in einem gegenüberliegenden Geschäft war gleichfalls von einer Kugel getroffen worden. Sein Zustand, ebenso wie der der Frau des Juweliers, ist ernst.

Deutschland baut Panzerkreuzer

Ueberraschender Beschluß des Reichskabinetts

Berlin. Das Reichskabinett beschloß in seiner letzten unter dem Vorsitz des Reichskanzlers abgehaltenen Sitzung, den Bau des Panzerkreuzers in Angriff zu nehmen. Zu diesem Beschluß ist die Reichsregierung gelangt, nachdem festgestellt wurde, daß die durch den Bau des Panzerkreuzers entstehenden Mehrausgaben in den folgenden Jahren durch entsprechende Ersparnisse bei sonstigen Erprobungen wieder eingebracht werden.

Berlin. Wie die „Germania“ zu der Kabinettsitzung am Freitag erfährt, ist der Beschluß, den Bau des Panzerkreuzers in Angriff zu nehmen, einmütig gefaßt worden. Das Blatt bemerkt dazu: „Aus „Staatsräson“ hätten die sozialdemokratischen Minister, also nunmehr mit beschloßen, daß die Sozialdemokraten den Wahlkampf bekämpfen hätten. In der Regierung lägen sich Dinge anders an, als draußen.“

Der „Vorwärts“ sagt, an der grundsätzlichen Einstellung der Sozialdemokratischen Minister zu diesem Kriegsschiffbau habe sich nichts geändert, aber über die Tatsache, daß das Etatgesetz für 1928 in Kraft sei und den Bau vorsehe, hätten sie sich nicht hinwegsetzen können, wenn sie nicht das Etatgesetz verlegen wollten. Das Reichswehrministerium habe sich zu Einparungen im Reichswehretat bereit erklärt, so daß eine Mehrbelastung durch den Bau des Panzerkreuzers nicht eintrete. Unter diesen Umständen hätte das Reichskabinett die Erbschaft des vorigen Reichstages und des Führerblockkabinetts antreten und die Beschlüsse der gelehrenden Körperschaften vollziehen müssen. Die „Vossische Zeitung“ meint, wenn das Kabinett Müller-Franke bereit zu sein scheint, die erste Bau-rate flüssig zu machen, dann würden neben der Tatsache, daß das Reichswehrministerium sich zu anderen Ersparungen in seinem Etat bereitgefunden habe, auch noch andere wichtige Erwägungen allgemeiner Art mitgesprochen haben.

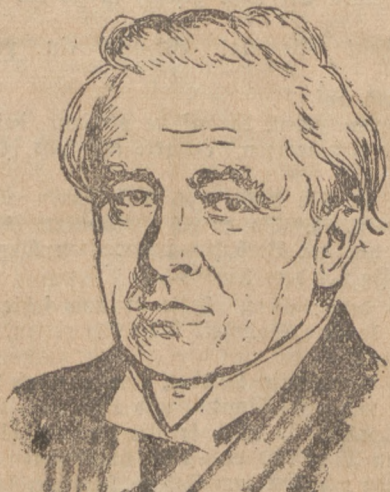
Die Beschlüsse der Internationale

Entschlieungen zur Wirtschaftspolitik — Gegen die Mobilisierung der Frauen im Kriegsfall

Brüssel. Auf der internationalen Sozialistentagung wurde eine Entschlieung angenommen, die sich gegen die zunehmende Vertiefung der Weltwirtschaft sowie gegen die hochschulzöllnerischen Bestrebungen, die sich in der Nachkriegszeit verstärkt geltend gemacht hätten, wendet. Die Arbeiterklasse müsse ihren Einfluß auf die Tätigkeit der Wirtschaftskommission des Völkerbundes für die

Beseitigung der Ein- und Ausfuhrverbote und den Abbau der hochschulzöllnerischen Systeme verstärken. Die allgemeine Anwendung der Meißbegünstigung im Verkehr zwischen allen Ländern und die Politik der offenen Tür in allen Kolonialgebieten sei zu verlangen. Ferner müsse die internationale Angleichung der Arbeitsbedingungen angestrebt werden. Dem Völkerbund müsse ein internationales Wirtschaftsamt entscheidender Mitwirkung der Arbeiterschaft angegliedert werden, daß die Ueberwachung der internationalen Kartelle und Trusts zu überwachen hätte.

Auf der sozialistischen Frauentagung wurde eine Entschlieung angenommen, die sich für Verstärkung des Mutter-schutzes für arbeitende Frauen, für verbesserte Fürsorge für Hilfsbedürftige, insbesondere eine bessere Altersfürsorge ausspricht. Eine weitere Entschlieung, die zur Annahme gelangte, beschäftigt sich mit den Bestrebungen zur Mobilisierung der Frauen in Kriegzeiten. Dadurch würden die Methoden der Kriegsführung wesentlich verschärft. Der Stimmzettel der Mütter müsse die Wege zur vollkommenen Entwaftung bahnen.



Chamberlains Vertreter

bei der Unterzeichnung des Kelloggspaktes in Paris und bei der nächsten Tagung des Völkerbundes in Genf wird Lord Cuffendun (im Bilde) sein, dessen geringe Sympathien für Deutschland die politische Entwicklung in der nächsten Zeit beeinflussen dürften.

Die Reparationskommission bestohlen

Attendiebstahl und Reparationschieberprozesse

Paris. Der erste Reparationschieberprozeß hat ein unerwartetes Nachspiel gefunden, das in Kreisen der Reparationskommission unliebsames Aufsehen erregt. Ein früherer Angestellter der Reparationskommission, ein höherer Beamter des französischen Ministeriums für öffentliche Arbeiten, Saillu, befindet sich, wie erst jetzt bekannt wird, seit dem 29. Juli wegen des Diebstahls von Geheimdokumenten der Reparationskommission in Untersuchungshaft. Dieser Diebstahl wurde durch einen Generalkontrollleur des Finanzministeriums aufgedeckt, der den Verhandlungen des ersten Ständeprozesses Netter, Wolff und Genossen beiwohnte und dabei feststellte, daß sich die Angeklagten und ihre Rechtsbeistände ver-

traulicher Aktenstücke der Reparationskommission zu ihrer Verteidigung bedienen. Die Untersuchung ergab, daß Aktenstücke, Noten und vertrauliche Schreiben abhandeln gekommen sind, die von Saillu, der seit acht Monaten den Dienst bei der Reparationskommission verlassen hatte, den Angeklagten zugänglich gemacht worden waren. Außerdem wurde festgestellt, daß Saillu nach seinem Ausscheiden aus der Reparationskommission durch eine Maschinenfabrikantin der Reparationskommission noch weitere vertrauliche Aktenstücke erhielt. Man glaubt außerdem, daß noch weitere Persönlichkeiten in die Angelegenheit hineingezogen werden können. Eine hochgestellte Persönlichkeit, deren Name noch nicht genannt wird, wurde bereits vernommen.

Gewaltige Hochofenerplosion in der Burbacherhütte

Gämtliche Arbeiter in Sicherheit gebracht

Saarbrücken. Auf der Burbacherhütte rissen am Freitag Vormittag glühende Eisenmassen einen Teil der Schutzmauer eines Hochofens um und ergossen sich in einen Gassanal, in dem sich einen halben Meter hoch Wasser befand. Bei der Berührung der glühenden Eisenmassen mit dem Wasser entstand eine gewaltige Explosion. Haus hohe Flammen züngelten auf und in weitem Umkreise wurden die Fenster Scheiben der Werkbauten zertrümmert. Ein Sprühregen glühender Eisenteile ging über die ganze Umgebung nieder. Es handelt sich um einen Ofen älteren Systems, an dessen, aus feuerfesten Steinen bestehenden Sockel schon mehrmals Durchbrüche vorgekommen sind. Wie ein Wunder erscheint es, daß sämtliche Arbeiter sich rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten und nicht die geringsten Verletzungen erlitten. Ein Arbeiter blüdete in einen Fliegerunterstand aus der Kriegszeit. Ein zweiter, der

durch die Gewalt der Explosion 20 Meter weit geschleudert wurde, verlor die Besinnung, trug aber sonst keinen Schaden davon. Durch die umhergeschleuderten glühenden Eisenstücke entstand in der mehrere 100 Meter entfernt liegenden Koksanlage ein Brand. Der Einwohnerschaft des Stadtteils Burbach, wo die meisten Arbeiter wohnen, bemächtigte sich darauf eine ungeheure Aufregung. Vor dem Eingang des Hüttenwerkes sammelten sich große Menschenmengen an und mit Bindeseile verbrüteten sich die ungeheuerlichen Gerüche über die Zahl der Toten und Verwundeten. Mehrere Burbacher Werkzeuge unterbrachen ihre Sprechtunde und eilten zum Werk. Die Stadt Sanitätswache stand mit ihrem gesamten Wagenpark bereits in Alarmbereitschaft, als von der Werkleitung die Nachricht eintraf, daß sämtliche am Hochofen beschäftigten Arbeiter unversehrt seien.

Sowjetrußland und der Kelloggpaß

Der amerikanische Standpunkt.

Paris. Einer Washingtoner Meldung der „Chicago Tribune“ zufolge wurde am Donnerstag als amtlicher amerikanischer Standpunkt zu der sowjetrussischen Forderung nach Mitunterzeichnung des Kelloggpaßes an erster Stelle erklärt, daß alle Nationen der Welt aufgefordert seien, dem Paß beizutreten. Es liege aber für die Sowjetregierung kein Grund vor, darauf zu bestehen, als Erstunterzeichner zugelassen zu werden.

Staatssekretär Kellogg trifft, wie weiter gemeldet wird, zurzeit keine Vorbereitungen für die auf den 17. August festgesetzte Abreise nach Frankreich. In amtlichen amerikanischen Kreisen wurde gleichzeitig das Bedauern darüber ausgesprochen, daß Chamberlain nicht persönlich in Paris anwesend sein werde. Man meinte, es liege kein Grund vor, daß seine Abwesenheit irgend jemand daran hindern könnte, zur Unterzeichnung des Vertrages nach Paris zu gehen. Die natürliche Folge der Erstunterzeichnung werde der Beitritt der übrigen Nationen zum Paß sein. Dieses Ziel könne erreicht werden, ohne daß der Text des Vertrages einer weiteren Ausprache unterworfen werde. Einer solcher würde sich das Staatsdepartement auch mit allen Kräften widersetzen. Bezüglich Deutschland habe man das Vertrauen, daß es auch weiterhin aus ganzem Herzen bei dem Abschluß des Vertrages mitwirken werde.

Wie die „Chicago Tribune“ ferner meldet, wurde an Pariser zuständiger Stelle erklärt, daß Chamberlains Abwesenheit der Unterzeichnung des Kelloggpaßes keinen Abbruch tun werde. Der Berliner Berichterstatter des Blattes will genau unterrichtet sein, daß Stresemann doch zur Unterzeichnung des Kriegsverzichtpactes nach Paris kommen werde.

Ein Auto vom Zuge überfahren

5 Personen getötet.

London. Bei Curia, einem Badeplatz nördlich von Lissabon, wurde ein mit 6 Personen besetztes Auto an einem Bahnübergang von einer Lokomotive erfasst. 5 Personen wurden getötet und eine schwer verletzt.

450 000 Reichsmark unterschlagen

Kleinstunterschlagungen bei der Kommandantur Berlin.

Berlin. Der Generalkaassant des Landgerichts I. beschäftigt sich seit einigen Tagen mit einer auffälligen Erscheinung: Unterschlagungen beim Wirtschaftsamte der Kommandantur Berlin. Nach den noch im Gange befindlichen Ermittlungen ist schon jetzt ein Fehlbetrag von 450 000 Mark festgestellt worden. Der Unterschlagungen wird in erster Linie der bei dem Wirtschaftsamte tätige Oberzahlmeister Martin beschuldigt. In die Angelegenheit ist außerdem der vorgelegte Inspektor Martin, ein Beamter, der erst vor kurzem sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert hat, verwickelt. Der Oberzahlmeister Martin hatte sich, als die Ermittlungen einsetzten, wegen Nervenzusammenbruchs in ein Sanatorium begeben. Martin soll seit Jahren täglich ungeheuer große Kennnetten bei Buchmachern abgeschlossen haben.

Loebe über die Räumung des Rheinlandes

Brüssel. Auf der Internationalen Sozialistenkonferenz Reichstagspräsident Loebe in Beantwortung der französischen Erklärung aus, daß die Räumung des Rheinlandes für die französisch-deutsche Annäherung viel günstiger sei als die Fortdauer der Besetzung. Die Räumung würde die deutschen Nationalisten entzweifeln. Mit einer internationalen Kontrolle der Armeen aller Völker erklärte Loebe sich einverstanden.

Ein polnisches Kampfflugzeug notgelandet

Graz. Am Donnerstag mittag ist ein polnisches Kampfflugzeug, das an dem Rundflug um die Staaten der Kleinen Entente beteiligt war, auf einer Wiese in der Nähe von Graz notgelandet.

dachte Schritte zu tun, die einer Annexion oder auch nur einer Kriegsmagnahme unter der Adresse Litauens den Anschein geben könnten. Denn es handelt sich hier nicht nur um Litauen allein, sondern um jeden Stein des politischen Anstoßes, der leicht zu einer ähnlichen Lawine ausarten könnte, deren Zeugen wir während der Jahre 1914 bis 1918 waren. Und es wird niemand behaupten wollen, daß Litauen eine solche Rigorosität aufweisen würde, wenn es nicht zu deutlich die Konsequenzen erkennen möchte, wohin ein unbedachter Schritt Polens führen kann. Niemand, der den Frieden will, und die Weltmächte wollen ihn im Augenblick wirklich ehrlich, weil er ihre Geheimdiplomatie um den Erfolg bringen könnte, glaubt an einen politischen Seitensprung; noch ist das Band um Rußland nicht so gelöst, um ein Tänzelein wagen zu dürfen. Und mehr noch wie Litauen selbst, befürchtet Rußland Entgleisungen, damit es nach wie vor seine gläubigen Schäflein mit der kommenden „Weltrevolution“ füttern kann, die ein rauchiges Ende nehmen wird, wenn etwa im Osten wieder die „Flinten knallen“.

Bei der Einstellung Pilsudskis, die man schon mehr als eine Verärgerung mit dem von ihm selbst geschaffenen System bezeichnen kann, ist es immerhin möglich, daß außenpolitisch ein paar kräftige Worte fallen, aber ausklingen wird es doch in einer Friedensmelodie, weil es die weltpolitische Situation erfordert. Und das ist das Kergerliche an der ganzen Feier, daß man trotz aller Marschbereitschaft so bescheiden mit Worten demonstrieren muß. Wir unterstreichen, daß die Tatbereitschaft nicht bei Pilsudski selbst, wohl aber in den Reihen seiner Anhänger zu suchen ist. Und trotz aller Geheimnisse wird die Wilnafeier einen imponanten und doch normalen Verlauf nehmen. Möglich, daß ihr eine schärfere innerpolitische Note aufgetragen wird und auch da sind uns die Geheimnisse schon ziemlich entzweielt worden; es geht um die Verfassungänderung, verbunden mit Erweiterung der Rechte des Staatspräsidenten und damit um die Ausschaltung der parlamentarischen Regierungsbildung. Die Theoretiker des neuen Kurles waren ja so lebenswürdig, uns schon duzendhaft Vorschläge zu unterbreiten, nur haben sie nichts Gemeinames mit Pilsudskis tatsächlichen Absichten, tapfen im Dunkeln, um zu zeigen, daß sie etwas, was der Marschall will, wissen, um am Ende einzugestehen, daß es doch nur ihre „Reformgeheimnisse“ sind. Pilsudski selbst, wiederum unter Beachtung der weltpolitischen Lage, wird sich schon hüten, sich im Innern Feinde zu schaffen, wo so leicht alles in einen Gewitterschlag umgewandelt werden kann. Gewiß, ein paar kräftige Worte werden wir schon zu ertragen haben, wenn die Demonstration der Legionäre das sein wird, wie man sie mit Geheimnissen zu umgeben versucht. Es kann aber auch anders kommen und das ist das Wahrscheinlichste, daß Pilsudski die Verdienste der Legionen streifen wird und mit großer Geistesablicht, was sein Wert an der polnischen Republik ist. Warten wir ruhig ab, auch nur eine nationale Demonstration mehr, die an der rauhen Wirklichkeit des Alltags nur wenig zu ändern vermag. —

Warschauer Erwartungen

Warschau. Schon seit längerer Zeit herrscht in hiesigen politischen Kreisen eine nervöse gespannte Stimmung. Eine Reihe ausländischer Pressevertreter ist in Warschau bereits eingetroffen. Ein Teil der Journalisten und Teilnehmer begibt sich bereits am Freitag nach Wilna. Ueber die zu erwartenden Ereignisse laufen die verschiedensten Gerüchte. Die Presse verhält sich vollkommen ruhig, hat auch die offensichtlich litauenseindliche Propaganda eingestellt und bringt über die bevorstehende Tagung fast gar nichts. Allgemein ist man jedoch der Ansicht, daß die Wichtigkeit der bevorstehenden Ereignisse durchaus nicht unterschätzt werden dürfte und über raschende Ereignisse nicht ausgeschlossen seien.

Wirbelsturm in der Arim

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, wütet an der Südküste der Arim schon den dritten Tag ein außerordentlich starker Wirbelsturm. Die Häfen der Südküste sind für die Schiffe gesperrt. Der Sturm hat großen Schaden in den Wäldern und den seit Jahren nicht reparierten Schleppern angerichtet. Von Fischerbooten und Leichtern sind Silbersee aus dem offenen Meer aufgefangen worden, doch konnten keine Hilfsboote ausgesandt werden.

Louba der Spieler

Roman von Edgar Wallace.

54)

„Haben Sie jemals Drohungen gegen ihn ausgestoßen?“ Da Costa schaute voller Bewirrung um sich. Seine früheren Prahlereien fielen nun alle auf ihn zurück.

„Nicht mehr Drohungen, als er gegen mich ausließ,“ meinte er endlich. „Und sie bedeuteten weit weniger. Wenn ich ihm jemals drohte, dann nur in Augenblicken des Zorns. Ich bin kein gewalttätiger Mensch. Hätte ich ihm je zuleide gehen wollen, dann bestimmt nicht hier; dann hätte ich es vor Jahren getan, und zwar in einem rauheren Klima als hier, denn wir waren schon an vielen Orten zusammen.“

„Sind Sie der Mann, auf den Wedrake so große Hoffnungen setzte?“

Da Costa fuhr hoch.

„Der kleine Mann hat mich doch nicht angeschwärzt, wie?“ fragte er mit einiger Aufregung. „Wissen Sie, vor Jahren war er die Ursache, daß Loubas Lokal in Flammen aufging. Wenn ich zu der Zeit Drohungen ausstieß, die er sich gemerkt hat, dann tat ich das seinetwegen. Er muß meinen Worten viel zu viel Bedeutung beigelegt haben. Andere stießen damals ebenfalls Drohungen aus; zum Beispiel Hauptmann Hurley Brown.“

„Hurley Brown!“

Trainors Mundwinkel zogen sich fast zusammen.

„Sagen Sie uns nun bitte, wie Ihre Beziehungen zu Wedrake ausgesehen haben.“

„Ich hatte vollkommen vergessen, daß ich je mit ihm zusammengekommen war, bis er mir Mittelstücken durch den Briefkasten warf und danach auch Lebensmittel. Und ich brauchte Nahrung dringend. Dann ließ er mich wissen, daß Sir Harry mir eventuell helfen könnte, falls ich so nicht weggelommen könnte. Deshalb kam ich hierher, nachdem Sie mich heute morgen aus meiner Wohnung vertrieben haben.“

„Wo waren Sie in der Mordnacht?“

„Ich lief umher. Da ich angeblich verreist war, konnte ich mich nur abends herauswagen, um Eisen für den nächsten Tag einzukaufen und frische Luft zu genießen. Ich speiste nicht mehr da, wo ich bekannt war, und kaufte auch nur in fremden Läden ein, da ich ja vorgeführt hatte, abgereist zu sein.“

„Wo haben Sie den Kasten her, den Sie Wedrake gaben?“

Da Costa fuhr sich mit dem Taschentuch über den Nacken.

„Den habe ich von Louba gekauft,“ sagte er. „Aber ich hatte keine Belege darüber, und deshalb wollte ich nicht gerne, daß man den Kasten bei mir fände.“

Trainor ließ einige Sekunden verstreichen, ohne daß ein Wort fiel.

„Sie machen die Sache nur schlimmer, wenn Sie nicht die volle Wahrheit sagen,“ redete er ihm dann zu. „Vor fünf Minuten haben Sie gesagt, daß Sie zur Täufung Loubas vorgegeben hätten, daß Sie abgereist seien. Jetzt wollen Sie uns aufbinden, daß Sie Gegenstände von ihm gekauft haben.“

„Das war doch... das war doch, bevor ich vorgab, abgereist zu sein.“

„Wedrake haben Sie aber gesagt, es sei am Mordtag gewesen.“

„Ausgeschlossen! Niemals! Es war ein paar Wochen vorher.“

Trainor stand auf.

„Es hat keinen Zweck, darauf zu warten, daß Sie Ihre Phantasie etwas eindämmern,“ erklärte er. „Es ist wohl besser, wir gehen.“

„Nein! Hören Sie doch! Ich will Ihnen alles sagen — alles!“ schrie da Costa. Da er sich einzubilden schien, daß ein Geständnis ihn vor der Verhaftung bewahren können, ließ ihn Trainor vorläufig bei dem Glauben.

„Nun, also denn: alles,“ sagte er und setzte sich wieder. „Nichts als die lautere Wahrheit kann Sie retten, glauben Sie mir das.“

„Oh, dieser verdammte Mörder, wer es auch gewesen ist!“ schrie da Costa wie von Sinnen und krampfte seine plumpen Hände ineinander. „... Mich so ins Unglück hineinzureiten! Diese schrecklichen Tage und noch viel schrecklicheren Nächte! Ich hoffe, ich sehe ihn noch hoch am Galgen baumeln!“

Der Ausbruch hatte so viel Scharheit an sich, daß selbst Trainor einen solchen Eindruck gewann.

„Hatten Sie etwas im Auge, als Sie die Wohnung über der Loubakasse mieteten?“ fragte er weiter.

„Ja, ich wollte den Kasten haben.“

„Stehlen?“

„Nun, ich mußte ja, daß er ihn nicht verkaufen würde, falls er merkte, daß ich dahinter her war. Er hätte bestimmt erraten,

daß er mehr wert war, als es den Anschein hatte. Deshalb beabsichtigte ich in der Tat, ihm den Kasten wegzunehmen. Er gehörte ja gar nicht ihm. Er selbst stahl ihn einem anderen in Bularest. Aber zuguterletzt schenkte er ihn mir. Jawohl, das tat er. Hier ist ein Zettel, den ich im Kasten fand.“

Er entnahm einer seiner Taschen die spöttischen Zeilen, die Louba nach seinem letzten Zusammentreffen mit da Costa geschrieben und in das Geheimfach im Boden des Kastens gelegt hatte.

„Sagen Sie vorne an,“ sagte Trainor schroff.

„Also ich gebe zu, daß ich in seine Wohnung einstieg, wenn sich die Möglichkeit bot. Er selbst duldete nicht, daß die Fenster geöffnet waren, wenn er zu Hause war; deshalb pflegte sein Diener das Zimmer zu lüften, wenn Louba in der Stadt war. Das war für mich die Gelegenheit, mich einzuschleichen und zu suchen. Einmal bemerkte mich Louba außerhalb des Fensters und warf mir vor, ich hätte bei ihm einbrechen wollen. Das war aber, bevor ich vorgab, verreist zu sein. Ich konnte mich jedesmal nur ganz knapp bei ihm aufhalten und durfte auch kein Durcheinander machen, denn obgleich ich wußte, daß Louba mich nie der Polizei anzeigen würde, wollte ich doch vermeiden, daß er auf seiner Hut war. Deshalb dauerte es auch einige Zeit, bis ich den Kasten endlich fand. Was hatte ich nicht alles durchgemacht, bis ich endlich an die Messingtruhe im Bibliothekszimmer dachte und herausbelam, wie man sie öffnet. Dann sah ich eine Kiste und noch mehr solcher Sachen oben auf liegen; ich hatte gerade das alles weggeräumt, als ich mich schleunigst verbergen mußte, denn Miller kam herein und schloß das Fenster. Ich wußte, daß Louba bald kommen mußte, wollte mir eine fernere Möglichkeit nicht verbauen und machte deshalb den Deckel der Truhe wieder zu und wollte hinausklettern, da war aber Louba schon zurück. Ich versteckte mich hinter den Gardinen, aber er bemerkte mich dort und wurde wütend. Ich forderte ihn daraufhin auf, doch die Polizei zu rufen, wenn er es wage. Ich erklärte ihm auch, daß ich etwas suche und daß ich das Gesuchte auch bekommen würde.“

Er fing den Blick in Trainors Augen auf.

„Ich dachte nicht einen Augenblick an Gewalt!“ erklärte er. „Aber jetzt, wo ich den Kasten gefunden hatte, wußte ich ganz genau, daß es mir ein Leichtes sein würde, ihn aus dem Zimmer herauszuholen, denn ich war ja nicht das erstemal eingestiegen.“

(Fortsetzung folgt.)

Polnisch-Schlesien

Eine glänzende Sanierungsidee

Der chronische Dalles der Stadt Königshütte ist beinahe sprichwörtlich geworden. Und doch ist es mit ihrer Finanzlage in Wirklichkeit gar nicht so übel bestellt, wissen wir doch, daß man mitunter in Königshütte sehr großzügig in Punkte Pinonozje sein kann. Allerdings, leider sei es gesagt, wenn es sich um Dinge handelt, die mit städtischen Interessen absolut nicht das Geringste zu tun haben. Da gibt es noch andere Städte in unserem schönen Vaterlande, die weit eher von sich sagen können, im chronischen Dalles zu leben. Nehmen wir nur Warschau, die Hauptmetropole. Vor lauter Dalles stürzen dort täglich eifrige Dutzende von Häusern ein, im Sejm, in den Ministerien, wird mit Holz und getrocknetem Kuhmist geheizt (natürlich im Winter und nicht etwa jetzt), weil man sich nicht einmal die Kohle, von der wir so viel haben, leisten kann. Ganze Stadtviertel befinden sich in einem Zustand, der eine verblüffende Aehnlichkeit mit der lieblichen Stadt Sosnowice hat uhm. Der Stadt Warschau geht es also jämmerlich. Kein Wunder daher, wenn ihre Stadtväter Tag und Nacht sich die sowie so schon geplagten Gehirne zermartern, um Pinonozje herbeizuschaffen. Und so einfach ist die Sache nicht, Amerika will keine Dollars mehr herausrüden und die Sanacja saniert sich gegenwärtig selbst. Da ist also guter Rat teuer.

Und doch ist, wie man hört, Warschau so ziemlich am Ende seiner Finanzschmerzen. Ueberraschend eigentlich, nicht wahr! Ja, das ist es. Aber über Nacht ist in das Dunkel der zermarterten Warschauer Stadtvätergehirne Licht gekommen. Viel Licht sogar, eine kleine Sonne beinahe, und diese brütete eine geniale Sanierungsidee aus. Eine Idee, die Warschau totlicher von allen Finanznöten erlösen wird. Doch bleiben wir bei der Idee —

Sie ist nämlich die: Der hochwürdige Magistrat von Warschau hat einstimmig beschlossen, alle in der Stadt lebenden Bettler zu registrieren, und das sehr genau. Die Blinden, die Lahmen, die Taubstummen usw., also je nach der Art ihres körperlichen Gebrechens. Das wird zwar eine Riesensache werden, Warschau hat ja viele, so unendlich viele Bettler, aber sie wird freudig getan werden! So sagt man im Magistrat. Denn nach der Registrierung erhält jeder einzelne ein amtlich Patent, ein Bettlerpatent. Natürlich nicht umsonst. Wozu denn sonst die Sanierungsidee. . . . Nein, von 5 Zloty aufwärts bis 30 Zloty soll ein Patentkosten. Schätzungsweise werden 150 000 Bettler angenommen, eine nette Zahl; zieht man nun den Durchschnitt des Betrages, der für die Patente erhoben, etwa 12 1/2 Zloty, so ergibt das, multipliziert mit der Bettlerzahl, das respectable Sümmechen von 1 375 000 Zloty. Damit kann man sich sehr wohl für den ersten Augenblick helfen. Aber dabei bleibt es nicht. Allvierteljährlich müssen diese Patente erneuert, außerdem noch besondere Abgaben entrichtet werden. Selbstverständlich ist man im Magistrat der Ansicht, daß die Idee vorberhand nicht besonders exakt klappen werde, auf Widerwärtigkeiten müsse man sich eben gefaßt machen. Man braucht ja nur an das Erfinderbüro zu denken. . . . oder wozu habe man denn einen so großen städtischen Verwaltungsapparat. Der muß eben ran, schließlich acht oder neun Millionen Zloty jährlich eventuelle Bettlerpatenteinnahmen sind keine Kleinigkeit. Das stimmt!

In der Tat, diese Sanierungsidee ist einzig, ist herrlich, und konnte auch nur da geboren werden, wo die Sanacja zu Hause ist. Was sind das doch für gottbegnadete Geister in Warschau. Wir beugen ehrfürchtig das Knie vor ihnen. — Und fragen wir uns jetzt, sollte man diese einzigartige Idee in Warschau verkümmern lassen? Sollen wir in Polnisch-Oberschlesien, die wir ja auch zu den Edelsten der Nation gehören, angeblich, hintenan stehen! Auch wir haben nicht dick mit den Pinonozje und darum, verehrte Stadt- und Gemeindevorsteher, ran an die Arbeit. Lernet von Warschaws kommunaler Sanierungspolitik.

Eine neue ober-schlesische Beschwerde beim Völkerbund

Die Beschwerde des Deutschen Volksbundes wegen der geplanten Schließung mehrerer deutscher Minderheitsschulen in Ostoberschlesien zu Beginn des neuen Schuljahres am 1. September ist bereits an den Völkerbund abgegangen. Der Inhalt der Beschwerdeschrift wird erst nach Eingang in Genf veröffentlicht. Es wäre dringend zu wünschen, wenn die neue Beschwerde mit den beiden anderen Beschwerden des Deutschen Volksbundes wegen der Schulverhältnisse und der Unsicherheit in Ostoberschlesien, die bereits auf der Tagesordnung der bevorstehenden Völkerbundsversammlung stehen, ebenfalls auf der jetzigen Tagung noch mit behandelt wird, da die Schließung der Minderheitsschulen bevorsteht und nur durch sofortiges Eingreifen des Völkerbundes aufgehalten werden kann.

Was wird mit der Begräbniskasse auf Georggrube

Im Jahre 1924 wurde auf der Georggrube eine Begräbniskasse gegründet. In diese Kasse wurden alle Invaliden und Witwen, welche auf Georggrube beschäftigt waren, angenommen. Einer großen Anzahl Arbeitern und Invaliden kam die Kasse zugute, denn sie erhielten die patunariisch festgesetzte Summe, die zum Bestreiten sämtlicher Beerdigungskosten ausreichte. Da nun die Georggrube eingestellt wird, droht der Kasse die Auflösung, denn wer wird da freiwillig zahlen, wenn sich die Arbeiter nach allen Himmelsrichtungen zerstreuen werden. Wie gemunkelt wird, beabsichtigt Betriebsrat Moll den Leuten anzulegen, die Kasse in der Gemeinde unterzubringen. Ein Reservekapital von 16 000 Zloty ist in der Kreisparokale Kattowitz untergebracht. Was Moll damit bezweckt, das wissen wir. Auf der Grube wurde die Kasse von den Beamten unentgeltlich verwaltet. Sollte Moll durchdringen, daß die Kasse in der Gemeinde untergebracht wird, so muß ein Kassenvorwalter angestellt werden, natürlich in der Person Moll, der sich damit eine Existenz sichern will. Wir hoffen, daß die Mitglieder der Kasse anderer Meinung sein werden.

Da wird die „Polska Zachodnia“ wieder belien

Der sich zur polnischen Minderheit bekennende Müller aus Ottmuth wurde vom Schöffengericht in Oppeln wegen Schreibens von Drohbrieffen an den Pfarrer zu drei Monaten Ge-

Die Wahrheit über den Streik der Bergarbeiter

Von gewerkschaftlicher Seite wird uns geschrieben:

Die freien Gewerkschaften (Deutscher Bergarbeiterverband) haben die Interessen der ober-schlesischen Arbeiterklasse seit ihrer Existenz immer wahrgenommen. Sie haben auch nicht gescheut im gegebenen Augenblick die Forderungen der Arbeiter mit der schärfsten Waffe des Streikes durchzuführen. Beweise dafür vor dem Kriege und nach der Revolutionszeit. Allerdings mußte jedesmal das taktische Moment zugunsten der Arbeitnehmer von den Gewerkschaften berücksichtigt werden.

Die letzte Aktion, die vom polnischen Zentralverband eingeleitet worden ist, hat allerdings bei der Arbeiterschaft eine zweideutige Meinung hervorgerufen. Der polnische Zentralverband hat bei einem Kongreß, wo die Kohlenreviere Dombrowa, Krafau und Oberschlesien mit ihren Vertretern teilgenommen haben, entschieden, daß eine Aktion für den Bergbau nicht früher eingeleitet werden kann als bis 50 Prozent der Bergarbeiter im polnischen Zentralverband organisiert sind. (Abgeordneter Stainczyk erklärte damals, daß von 106 000 Bergarbeitern in Polen nur 6000 organisiert sind). Auf Grund des Beschlusses wurde ein Flugblatt von der Zentrale des polnischen Zentralverbandes veröffentlicht, daß die Arbeiter zur Organisation auffordert. Nicht ganze 3 Wochen später fand eine neue Konferenz obengenannter Reviere statt, ohne den deutschen Bergarbeiterverband einzuladen. Hier beschloß man ungehindert über die Organisationen einen Proteststreik von 24 Std. durchzuführen. Der Proteststreik sollte den Zweck erfüllen, den Zentralverband mit den Arbeitgebern zu einer Verhandlung zusammenzuführen. Eine Feststellung, die der Vertreter des polnischen Zentralverbandes, Cepernik, gemacht hat.

Eine Arbeitsgemeinschaftssitzung hat zu dem Proteststreik Stellung genommen und im Beisein des Vertreters Cepernik wurde die Situation im Bergbau eingehend besprochen. Bei der Sitzung wurde festgestellt, daß ein Proteststreik im Augenblick den Zweck des Klassenkampfes nicht erfüllen kann, sondern er würde die Arbeiterklasse gegenüber dem Unternehmer schwächen. Die Arbeitsgemeinschaft hat auf Antrag des Deutschen Bergarbeiterverbandes den Beschluß gefaßt, im Falle einer ungenügenden Lohnerhöhung im Bergbau einen generellen Streik auszurufen. Dem hat sich auch der Vertreter des Zentralverbandes Cepernik angeschlossen.

Nichtsdestoweniger wurde der eintägige Streik vom polnischen Zentralverband durchgeführt, der keine wesentlichen Tatsachen nach sich brachte. Im Gegenteil, wie bereits von uns vorausgesagt, haben die Arbeitgeber für den Tag Feiertage eingelegt und die Arbeiter von sich aus nach Haus geschickt. (Deutschlandgrube).

Der Deutsche Bergarbeiterverband hatte der Angelegenheit gegenüber sich passiv verhalten. Er wollte nicht, daß irgend welche Mitglieder Streikbruch üben sollten. Auch hat der Deutsche Bergarbeiterverband die Taktik des polnischen Zentralverbandes in der Presse nicht näher beschrieben.

Der polnische Zentralverband, der seine Fehler eingesehen hat, hatte jedoch die „Gazeta Robotnicza“ in Anspruch genommen und wiederholte Male die Taktik der Arbeitsgemeinschaft gezeigelt. Unter diesem Namen Arbeitsgemeinschaft hatte er besonders den Deutschen Bergarbeiterverband und die deutschen freien Gewerkschaften als mitschuldig für den Mißerfolg gemacht.

Es soll durch diesen Artikel in der heutigen Nummer festgestellt werden, daß der Deutsche Arbeiterverband nur den Vor-

teil der Arbeiter und die „taktischen“ Vorteile haben wollte. Die Beschlüsse die der Zentralverband bisher gefaßt hat, haben den freien Gewerkschaften in Polnisch-Oberschlesien wiederholte Male geschadet. Im Jahre 1924 hatten Stainczyk und Adamel die freien Gewerkschaften aus der Arbeitsgemeinschaft mit herausgezogen. Nach dem Streik der Bergarbeiter haben dieselben Leute, mit der polnischen Berufsvereinigung einen Pakt geschlossen und die freien Gewerkschaften mußten nun den Wiedereintritt durch verschiedene Kämpfe sich erwerben. Im Jahre 1926 war es Stainczyk, der den Streik im Bergbau proklamiert hat. Nachdem er in Warschau eine achtprozentige Zulage bekam, hatte er die freien Gewerkschaften vor vollendete Tatsachen gestellt und diese mußten den Streik erzwungen abblasen. In diesem Jahre bei dem Kampf der Bergarbeiter sollte erneuert der Deutsche Bergarbeiterverband das Opfer des Zentralverbandes werden, und weil dieser aus den vergangenen Jahren gelernt hat, wurde er in der „Gazeta Robotnicza“ als gelbe Gewerkschaft bezeichnet.

Die freien Gewerkschaften (Deutscher Bergarbeiterverband) stehen auf dem Boden des Klassenkampfes und bedienen sich in Polnisch-Oberschlesien der Arbeitsgemeinschaft, weil die Arbeiterschaft in Polnisch-Oberschlesien es nicht anders haben will. Vorwürfe wie sie die „Gazeta Robotnicza“ gegenüber den Klassenkampforganisationen des Deutschen Bergarbeiterverbandes in der Nummer 181 vom 8. d. Mts. macht, können einzig und allein auf den Zentralverband gemünzt werden. Eine Bezahlung der Gehälter durch den Arbeitgeberverband kommt für eine Klassenkampforganisation wie der Bergarbeiterverband ist, nicht in Frage. Diese haben genug Mittel, um nicht nur die Angestellten zu bezahlen, aber im Augenblick eines Streikes, ihre Mitglieder nach den Satzungen nach zu betreuen. (Was beim polnischen Zentralverband nicht der Fall ist). Der Artikel sagt weiter, daß die freien Gewerkschaften gezwungen werden aus der Arbeitsgemeinschaft auszutreten, und daß sie sich selbst aufheben müssen.

Diese letzte Feststellung beweist, daß es dem polnischen Zentralverband nicht um ein besseres Dasein der Bergarbeiter geht, sondern, daß man den Kampf gegen deutsche freie Gewerkschaften führt und die Verschlagung den Nachweis des nationalen Bewußtseins erbringen will. Das werden sich die Bergarbeiter in keiner Weise gefallen lassen. Sie werden ihren Standpunkt zu ihrer Organisation nicht wegen einer Gewinnsucht einiger nationalen Führer sich abringen lassen.

Man soll nicht eine Gruppe Klassenkämpfer vernichten, die einer Minderheit angehören, bevor man nicht mit ihnen ordnungsgemäß über die Taktik gesprochen hat. Der polnische Zentralverband und damit die Zentrale der Klassenkampforganisationen in Warschau soll erst versuchen ihre eigenen Berufsorganisationen aus der Arbeitsgemeinschaft hinauszuziehen. Sie soll den Einfluß auf ihre Führer in Polnisch-Oberschlesien ausüben, damit diese nicht einer Arbeitsgemeinschaft nachlaufen, während man eine Minderheitsgruppe der Klassenkampforganisationen zum Austritt aus der Arbeitsgemeinschaft zwingt. (Beispiel aus dem Bauarbeiterstreik). Man soll die Arbeiter selbst über die Verhältnisse in Polnisch-Oberschlesien entscheiden lassen, niemals aber die polnisch-oberschles. Verhältnisse vom kongreßpolnischen Standpunkt beurteilen.

R. Buchwald

Vorsitzender der freien Gewerkschaften und Sejmabgeordneter.

Ein wohlverdienter Fußtritt

Der „Oberschlesische Kurier“ wußte gestern zu melden, daß die Harriman-Transaktion in Polnisch-Oberschlesien endgültig zum Abschluß gelangt ist. Das entspricht jedoch noch nicht den Tatsachen, die Unterzeichnung dieses riesigen internationalen Geschäftes ist noch nicht unterfertigt, aber zu zweifeln ist nicht mehr daran, daß dieses Geschäft, welches Oberschlesien zu einer amerikanischen Kolonie macht, zustande kommt. Daß mit dem Zustandekommen dieser großangelegten Kapitalverschöbung bedeutende Änderungen innerhalb des Verwaltungskörpers in erster Linie eintreten werden, ist eine Selbstverständlichkeit. Und täuschen wir uns nicht, so werden diese Änderungen vor allem dem Deutschtum gelten, wird mit dem Abschluß eine großzügige Poloniserungskampagne einsetzen, ein Äquivalent, das sich die polnische Regierung bestimmt ausbedungen hat.

Dieser Ansicht ist auch der „Oberschlesische Kurier“ bestimmt und schreibt wahrscheinlich deshalb von einem „ersten Opfer“. Dieses erste Opfer soll der Geheimrat Williger sein, der in Kürze gehen soll. Und wenn dieser Geheimrat Williger heute schon ginge, ebenso schnell auf Pfahler geworfen wäre wie jeder andere Kumpel, könnte man da wirklich von einem „Opfer“ sprechen im Zusammenhang mit dem Deutschtum? Tut uns sehr leid, wenn das Deutschtum einen Herrn Williger noch als einen Deutschen zählt! War es nicht Herr Williger gewesen, unter dessen Führung beim Einsetzen des Wahlkampfes die Industriemagnaten einen Aufruf erließen, der beispiellos anti-deutsch war und von Lobhudeleien für Willigowski nur so strotzte? War es nicht derselbe Geheimrat Williger gewesen, der keine Gelegenheit veräumte, um sich bei den polnischen Hakatisten ins beste Licht zu setzen und auf alles Deutsche pfeift. Und so gut poln. konnte er sich gebärden, daß ihm

der Herr Staatspräsident einmal eine sehr deutliche Lektion erteilte, weil ihn wahrscheinlich dieser merkwürdige, nicht einmal polnisch-sprechende Neupatriot in seinen anständigen Gefühlen verletzte. Da hat man noch den Mut von einem Opfer zu sprechen. Wird ein armer Teufel aus Not zu einem Renegaten, so spricht man in gewissen deutschen Kreisen von Schuftigkeit, Charakterlosigkeit usw. Ja, wenn das aber so ein Herr Geheimrat tut. . . . so möchte man trotzdem am liebsten solchen Herren die Schuhe lecken. Herr Williger ist kein armer Teufel, im Gegenteil, er bedeutete hier eine Macht, und trotzdem so ein Greichselleben im polnischen Lager. Dafür fanden wir als deutsche Sozialdemokraten keinen Ausdruck und wundern uns auch nicht, wenn Herr Williger als erster den Fußtritt erhielt oder noch erhält. Dieser Fußtritt ist ein wohlverdienter. Und irren wir uns nicht, so wird ein solcher auch in nicht langer Zeit ebenfalls einem anderen großen Industriemagnaten versetzt werden, einem Herrn, der gleichfalls eine so traurige Rolle als Deutscher spielte. Aber solcher wohlverd. Fußtritte wird es noch mehr geben. Die deutsche Arbeiterschaft aber wird um derartige „Deutsche“ nicht weinen, wird froh sein, wenn sie sie los ist, zumal sich diese Herren als Scharfmacher gegen sie nicht unbedeutende Verdienste erworben haben. Im Übrigen wird sich Herr Williger zu trösten wissen, seine Gefinnungsgenossen im Reiche werden ihn schon mit offenen Armen empfangen und dann steht ihm ja noch die bekannte Rolle des „Wärtners fürs Deutschtum“ bevor.

In Berlin dürfte man über diesen braven Deutschen weniger Freude haben, umsonst wirft man schließlich nicht ecklige Millionen heraus. Warum, werden wir noch Gelegenheit haben, zu berichten.

Kattowitz und Umgebung

Beratungen über die Dollar-Investitionsanleihe.

Zür Freitag, den 17. August, nachmittags um 16 Uhr, wird in Kattowitz eine Sitzung der kommissarischen Stadtvertretung einberufen, an welcher der inzwischen eingeführte, neue Stadtpräsident Dr. Kocur erstmalig offiziell teilnehmen soll. Das Programm der Sitzung sieht u. a. nachstehende Vorlagen zur Erledigung vor:

Das Statut betreffend Festsetzung der Entschädigungsgelder für Dienstfahrten der städtischen Beamten und Angestellten; die Angelegenheit betr. Befreiung der städtischen Beamten von der Zahlung der Kommunalsteuern; Verstärkung des Etatsartikels V § 161 um die Summe von 20 500 Zloty; Bewilligung weiterer Mittel in Höhe von 50 000 Zl. zwecks Beendigung der Arbeiten in den städtischen Parkan-

fängnis verurteilt. In einem der Drohbrieffe hieß es u. a.: „Wenn das deutsche Hochamt nicht baldigt abgeschafft wird, fallen Handgranaten in die Pfarrei oder eine Kugel fliegt aus dem Gewehr.“

Wir glaubten bisher, nur hier befaßten sich unsere braven polnischen Patrioten mit dem Drohbrieffersenden. Aber wie man sieht, können sie auch drüben von dieser wenig löblichen Eigenschaft lassen. Sehr erfreulich ist jedoch, wenn diesem Schmutzfinken von Drohbrieffschreiber Ottmuth durch das Oppelner Schöffengericht eine anständige Lektion verabreicht wurde. Hoffentlich wird er in den drei Monaten zur Verhaftung kommen und einsehen, wie schäbig das Drohbrieffschreiben ist.

Ob aber unsere lieben Freunde in der „Polska Zachodnia“ ebenso denken werden, wie wir? Kaum! Doch wir freuen uns schon auf ihr Gebelle über deutsche Brutalitäten gegenüber der polnischen Minderheit.

Börsenkurse vom 11. 8. 1928

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau	1 Dollar	(amtlich)	= 8,91 zł
		frei	= 8,92 zł
Berlin	100 zł	=	46,89 RmL.
Kattowicz	100 RmL.	=	213 25 zł
	1 Dollar	=	8,91 zł
	100 zł	=	46,89 RmL.

lagen; Beauftragung eines kommissarischen Stadtverordneten zwecks Besehen bei Auszahlung der Unterstüßungen für die Familienangehörigen einberufener Reservisten; Benennung einer neuen Straße im Stadtteil II; Statut und Tarif betreffend Regelung der Entschädigungsgelder für Dienstleistungen der städtischen Berufsfeuerwehr; Antrag des Deutschen Klubs betr. die Mittelschulangelegenheit. (Es handelte sich um die Wahl einer Kommission zwecks Schlichtung der Kompetenzstreitfrage zwischen Magistrat und Stadtverordnetenversammlung bezüglich Aufhebung der untersten Schulklassen in der „Szkoła Wydziałowa“ (Mittelschule); Wahl von drei Bezirks-Vorstehern für die Bezirke 13, 16 und 18 in der Altstadt; Aufnahme der Dollars-Investitionsanleihe in Höhe von 9 350 000 Zloty vom „Starb Slonski“, für welche das Wojewodschaftsamt den bereits in der Tagespresse bekanntgegebenen Verteilungsplan vom Magistrat angefordert hat; die Angelegenheit betreffend Ueberschreitung der Ausgaben des Verwaltungsbudgets für Aufklärung und Bildung im Rechnungsjahr 1927/28, in Höhe von 282 755,90 Zloty; Wahl der Besitzer zum Gewerbegericht.

Mit evtl. einlaufenden Dringlichkeitsanträgen, welche auf der gleichen Sitzung noch zur Behandlung gelangen würden, ist zu rechnen.

Rückkehr und Wegfahrt von Ferienkindern. Das städt. Wohlfahrtsamt in Kattowicz gibt bekannt, daß die Ferienkinder, welche am 14. Juli nach der Erholungsstätte Jastrzemb-Zdroj verschickt worden sind, nach mehrwöchentlichem Aufenthalt am heutigen Sonnabend, abends um 1/7 Uhr heimkehrten. Eltern und Erziehungsbeauftragte werden ersucht, ihre Kinder und Pflegebefohlenen zur pünktlich festgesetzten Stunde am Bahnhof 3. Klasse in Kattowicz in Empfang zu nehmen. — Am Donnerstag, den 16. August verschickt der Kattowitzer Magistrat weitere 50 erholungsbedürftige Kinder armer Eltern, nach dem Heim in Jastrzemb-Zdroj. Die Eltern und Erziehungsbeauftragten erhalten in der Zwischenzeit besondere Zusicherungen. Die Abfahrt der Ferienkinder erfolgt am dem vorgenannten Tage, um 1/8 Uhr vorm. vom Bahnhof 3. Klasse in Kattowicz. Es soll dafür Sorge getragen werden, daß sich die Kinder am Bahnhof rechtzeitig einfinden.

Zum Bau des Handwerkerhauses. Die Baugenossenschaft „Dom Rzemieslniczy“ in Kattowicz hat seit der letzten öffentlichen Versammlung eine noch intensivere Tätigkeit entwickelt, um das Projekt betreffend den Bau eines geeigneten Handwerkerhauses zu fördern und durch weitgehendste Unterstützung der Behörden diesen Plan zu gegebener Zeit verwirklichen zu können. Wie in Erfahrung zu bringen war, beabsichtigt die Baugenossenschaft in nächster Zeit eine Vorstandssitzung und Ausschusssitzung einzuberufen, auf welcher nähere Beratungen über den Stand dieser, die weitesten Handwerkerkreise interessierenden Angelegenheit, gepflogen werden sollen.

Ein Greis als Schmuggler. Wie einträglich das Schmuggeln sein muß, geht aus der Tatsache hervor, daß diesem mitunter sehr gefährlichen „Gewerbe“ jung und alt nachgehen, ohne sich von den überaus schweren Strafen, welche über gefasste Schmuggler verhängen werden, auch nur im geringsten abschrecken zu lassen. Am gestrigen Freitag verhandelte die Zollstrafkammer Kattowicz sogar gegen einen Greis, nämlich den 70-jährigen, 3. Zt. erwerbslosen Bader Nikolaus Ks. aus Schwienkowitz, welcher wegen Zollvergehens bereits viermal vorbestraft ist. Dem Greis konnten vor einiger Zeit außer 1 Kilogramm Zigarren auch Tabak und andere Schmuggelwaren abgenommen werden. Bei Feststellung der Personalkarte, behauptete der Ertrappte vor dem ihn vernehmenden Zollbeamten, welcher irrtümlich den Namen „Franz Szymit“ aufnotiert hatte, daß er tatsächlich so heiße und auf dessen weiteres Befragen, aus Siemianowicz zu sein. Vor Gericht verteidigte sich der Angeklagte damit, die Ware von einem jüdischen Händler „aufgeholt“ erhalten zu haben und dessen Aufforderung nachgegeben zu sein, um etwas zu verdienen. Das Gericht verurteilte den greisen Schmuggler, welcher in seinem Schlusswort beteuerte, vom Schmuggel abzulassen, zu einer Geldstrafe von 400 Zloty bei Umwandlung der Geldstrafe in 25 Zloty pro Tage, sowie einer weiteren Woche Arrest. Von der Anklage der Irreführung durch falsche Namensangabe sprach das Gericht den Alten frei.

Königshütte und Umgebung

Der Redenberg.

Ein alleinstehender Regel mit langsam ansteigenden Gängen, ist der in unmittelbarer Nähe der Stadt liegende 314,5 Meter hohe Redenberg. Seinen Namen erhielt er nach dem damaligen Staatsminister und Oberberghauptmann Graf Friedrich von Reden, dem die schlesischen Gruben- und Hüttenwerke und Knappschaften aus Dankbarkeit für seine Verdienste um den ober-schlesischen Bergbau auf diesem Regel ein Denkmal errichtet haben. Von hier aus wird eine schöne Aussicht nach allen Seiten geboten.

Das erwähnte Denkmal des Grafen von Reden wurde im Besehen des Königs Friedrich Wilhelm IV. am 25. Juli 1853 enthüllt und eingeweiht. Um das Denkmal und die Anlagen vor Beschädigungen zu bewahren, wurde im Jahre 1858 ein Wärtershäuschen mit Restauration im Schweizerstil für die Summe von 1750 Taler errichtet. Am das Jahr 1900 wurde vom Kaufmann Trojanski das heutige große Restaurationsgebäude erbaut und in Betrieb genommen. Durch das Verlegen der Restaurationsräume in das neue Gebäude, wurden die freigebliebenen Räume in dem Wärtershäuschen durch den Stadtgärtner bezogen. Neben dem neuen Gebäude ließ die Stadtverwaltung ein Glashaus bauen, um die für die städtischen Anlagen benötigten Blumen und Pflanzen selbst zu ziehen.

Der Redenberg ist Eigentum des ober-schlesischen Knappschäftsvereins in Darnowicz, wurde aber im Jahre 1874 in einer Größe von 3 Morgen und 155 Quadratmetern auf 25 Jahre bis zum 31. März 1899, für einen jährlichen Pachtzins von 60 Talern verpachtet. Nach Ablauf dieser Zeit wurde ein neuer Vertrag auf 99 Jahre abgeschlossen und ein Stück von 5/2 Hektar dazu gepachtet. Im Jahre 1899 bewilligten die städtischen Körperschaften die Mittel zur Anlage eines Stadtparkes, wo noch im Oktober desselben Jahres mit den erforderlichen Vorarbeiten nach den vom Gartendirektor Fog in Neudeck gemachten Ent-

Wieder ein Sieg der „Demokratie“

Bürgermeisterwahl in Myslowitz

Wir können nicht leugnen, daß die „Demokratie“ in Oberschlesien fortgesetzt sehr erfreuliche Fortschritte macht und das alles dank der Einsicht und wohlwollenden Einstellung unserer Behörden. Schon, wir wollen nicht allzu weit zurückgreifen, die Wahl des 1. Bürgermeisters von Kattowicz und dann auch der Ausflugs der Postanka Szymbowia nach dem Büro der polnischen Müttervereine waren ein bestechender Zug dieser Demokraten, und hat sie wiederum einen schönen Sieg in Myslowitz errungen.

Gestern fand dort die Wahl des Bürgermeisters statt. Sie kam über Nacht, allerdings erst dann, nach dem sämtliche unbenannten Kandidaten aus dem Felde geschlagen worden sind. Dafür waren sie auch keine Demokraten. Nur ein einziger Kandidat blieb zurück, das war der Richter Dr. Kaczowski aus Kattowicz, von dem niemand etwas in der ganzen Wojewodschaft, nicht einmal im engeren Kattowicz, etwas wußte. Er ist also ein unbeschriebenes Blatt, dafür sehr regierungstreu und verspricht daher ein sehr guter Bürgermeister und befähigter Kommunalpolitiker zu werden. Dessen waren sich die Myslowitzer Stadtväter einschließlich derer von der deutschen Wahlgemeinschaft, dagegen mit Ausnahme aller Sozialisten, bewußt und wählten Herrn Richter Kaczowski mit freudigen Gefühlen. Herr Stadtverordnetenvorsteher vertieg sich nach der Wahl sogar zu einem begeisterten „Habemus papam“. — Ja, was so die „Demokratie“ nicht alles auslöst.

Sehr pünktlich wurde die für 5 Uhr angelegte Stadtverordnetenversammlung, die nur einen einzigen Punkt, und zwar die Bürgermeisterwahl zu erledigen hatte, vom Stadtverordnetenvorsteher Dr. Obremba eröffnet. Er gab zunächst bekannt,

daß ein Dringlichkeitsantrag des Magistrats auf Aufnahme einer Anleihe von 1 100 000 Zloty für städtische Investitionszwecke eingelaufen sei. Dann ging er zu dem Punkt über die Bürgermeistereiwahl über und teilte mit, es sei lediglich nur ein Kandidat präsentiert worden, über den die Stadtverordnetenversammlung jetzt zu entscheiden habe. Stadtverordneter Pietrowski von der P. S.-Fraktion meldete sich jetzt zum Wort und gab namens seiner Fraktion die Erklärung ab, daß diese gegen die Wahl protestiere, weil sie nicht zulässig sei, weil die hierzu erforderlichen Formalitäten nicht erfüllt worden sind. Die polnischen Sozialisten verließen daraufhin zum Protest den Sitzungssaal. Die Öffentlichkeit wurde daraufhin unterbrochen und in geheimer Sitzung die Bezüge des eventuellen Stadtoberhauptes festgesetzt. Nach Eintritt der Öffentlichkeit wurde sofort zur Wahl geschritten. Von den 29 anwesenden Stadtverordneten erhielt Dr. Kaczowski 22 Stimmen, der deutsche Sozialdemokrat, Genosse Lipus, sowie ein Vertreter der deutschen Wahlgemeinschaft enthielten sich der Stimme.

Stadtverordnetenvorsteher Dr. Obremba hielt es dann für notwendig, sehr begeistert den von uns schon längst vorausgesehenen Ausgang der Wahl zu begrüßen und gegen gewisse Intriganten loszuziehen. Für das Letztere erhielt er eine gebührende Abfuhr vom Genossen Lipus. Nachträglich wurde noch die vom Magistrat vorgelegene Anleihe beschlossen und damit die Sitzung geschlossen.

Zur Ergänzung sei noch mitgeteilt, daß Gen. Stadtrat Caspari im letzten Augenblick auf seine Kandidatur verzichtete.

würfen begonnen wurde. Für die Errichtung der damaligen Anlage wurden 20 000 Sträucher und 600 Bäume verwandt. Die Kosten betragen 23 000 Mark. Unter der Leitung des Garteninspektors Preisner entwickelte sich der Stadtpark sehr gut, nachdem mehrere 120 verschiedene Gehölzarten angepflanzt wurden.

Kurz vor dem Weltkriege hat die Stadtverwaltung im Anschluß an den Stadtpark in südöstlicher Richtung von den Chorzowern Bauern ein großes Gelände erworben und dieses auch in einen Park umgewandelt und Wilhelmspark benannt. Heute heißt dieser Teil Kosciuszko-Park, in dem sich die Badeanstalt und das Stadion befindet. Dieser neue Teil hat sich gleichfalls gut entwickelt, so daß er heute einen beliebten Aufenthaltsort der Königshütter Bürger darstellt. In anerkannter Weise wird auch jetzt viel zur Verschönerung des Stadtparkes durch Anlegen neuer Anlagen, Bepflanzung von Blumen, Errichtung eines botanischen Gartens usw. getan.

Wichtig für Arbeitslose. Nach dem Arbeitslosenversicherungsgesetz vom 18. Juli 1924, sind alle arbeitslos gewordenen Personen verpflichtet, sich innerhalb eines Monats beim Arbeitslosenamt zu melden, da im Falle einer späteren Meldung jeglicher Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung erlischt. Da schon mehrere derartige Fälle vorgekommen sind, ist die Einhaltung dieser Frist notwendig, zumal später unter vielen Umständen eine Unterstützung erreicht wurde.

Eröffnung einer neuen Haushaltungsschule. Die in der Minderheitsschule 12 an der ulica Katowicka mit einem Kostenaufwande von über 60 000 Zloty neubebaute Haushaltungsschule wird voraussichtlich mit dem Schulbeginn am 1. September eröffnet. Gegenwärtig werden die letzten Innenarbeiten zur Ausführung gebracht.

Einführung der städtischen Müllabfuhr. Dieser Tage wurde mit der Zustellung der neuen Müllkästen seitens der Stadt an die Hausbesitzer begonnen. Hierzu bringt die Polizei folgendes zur Kenntnis. Die Hausbesitzer sind verpflichtet, die Müllbehälter anzunehmen und sie im Hofe so aufzustellen, daß sie allen Mietern zugänglich sind. Die Mieter werden darauf aufmerksam gemacht, daß in diese Behälter sämtliches Gemüll im festen Zustande geschüttet werden soll. Unter Gemüll sind zu verstehen: Kehricht aus Wohnungen, gewerblichen Räumen und Büros, Mähe und Schlacke aus den Dejen, Küchenabfälle, Ruß, Speisereste, Papierabfälle und schließlich der Satz aus den Gullys, jedoch nur in trockenem Zustande. In die Behälter dürfen nicht geschüttet werden: Bauschutt, Erde, Abfälle aus den Gärten, Schlamm, menschliche und tierische Exkale, Dünger, ekel-erregende Sachen, größere Gegenstände, die der Behälter nicht aufnehmen kann und solche, die infolge übermäßigen Säureinhalts oder aus anderen Anlässen die Behälter beschädigen können. Die Gemüllbehälter müssen nach jedem Gebrauch sorgfältig geschlossen werden. Verboten ist das Danebenschütten des Gemülls, da in einem derartigen Falle die Hausbesitzer die Kosten für die Reinigung durch städtische Arbeiter tragen müssen.

Strassenperre. Wegen Instandsetzung ist ein Teil der ulica Katowicka im Abschnitt zwischen der ulica Szopena und Batorego für den Wagenverkehr gesperrt. Die Umleitung erfolgt durch die ulica Krzowa. Nach Fertigstellung dieser Arbeiten wird der obere Teil der ulica Katowicka ausgebessert.

Siemianowicz

Wenn die Schranke offen ist.

Ein bedauerlicher Unglücksfall, der beinahe ein Menschenleben gefordert hätte, trug sich heute morgens an der Eisenbahnüberführung Teichstraße-Dorfstraße zu. Als der Fleischermeister Bonzol mit seinem Fuhrwerk die Ueberführung passierte, brauste der Beuthener Personenzug heran, der das Vorderrad des Fuhrwerks erfasste und es beiseite schleuderte. Dieses wurde vollständig zertrümmert. Fleischermeister Bonzol erlitt bei dem Sturz schwere Verletzungen, die glücklicherweise nicht lebensgefährlich sind. Das Pferd kam mit dem bloßen Schrecken davon. Hier trägt offensichtlich der Schrankenwärter die Schuld an dem Unglücksfall, der sich in seiner Bude aufhielt und es unterließ, die Schranke zu schließen. Wenn das Unglück nicht noch schlimmere Folgen hatte, so ist das ausschließlich dem Polizeibeamten Nr. 1001 zu verdanken. Derselbe stand in der Nähe und überließ sofort die Situation. Mit großer Geistesgegenwart ließ er dem Fuhrwerk nach und im letzten Augenblick rief er es an den Hinterrädern mit aller Gewalt zurück, so daß die Lokomotive nur das Vorderrad streifte und das gesamte Fuhrwerk beiseite war. Sehr sonderbar benahm sich der Schrankenwärter, der den pflichtgetreuen Beamten noch in einer sehr unanständigen Weise beschimpfte.

Anfall bei Straßenarbeiten. Bei den Straßenarbeiten am Orte hantierten mehrere Arbeiter mit den großen Hohlastersteinen etwas ungeschickt, und so erlitt der Arbeiter Sz. von der Dorfstraße eine Verletzung, die ihm einen Finger der linken Hand kostete. — Vergleichlich verlor der Schlosserlehrling M. auf der Beuthenerstraße in der früher Mansfeldschen Schlosserei auf der Scheere 1/2 Finger der rechten Hand.

Bereitester Einbruch. Auf der Beuthenerstraße bemerkte ein Einwohner mehrere Personen, die sich mit Hilfe von Taschenlampen an dem Zugang zum Schrapzlager der Wirtschaft „Zwei Linden“ zu schaffen machten. Durch das laute Deffnen und Zuschlagen des Fensters und den heimgekehrten Nacht-autobus, wurden die Eindringler verscheucht.

Sonderbare Rechtsauffassung. Auch Zivilprozesse haben manchmal eine interessante Seite. So nimmt ein Schneidermeister in Siemianowicz aus einem Nachbarorte einen Auftrag von 2 Anzügen und einem Sommerpaleot entgegen. Anprobe in einer Woche, lieferbar in 14 Tagen. Der Schneidermeister unternimmt mit 3 Familienangehörigen eine Radtour und erledigt bei dem Kaufmann, einem Drogeristen aus Gr. D. die Anprobe. Der Kaufmann empfängt die 4 Personen in seinem Zimmer und bietet unter anderem jeden einen Beutel Karamellen-Bonbons an. Da aber nach Ablieferung der Anzüge und wiederholten Mahnungen in einem halben Jahr nicht einmal eine Anzahlung erfolgt, klagt der Schneidermeister. Der Drogerist stützt sich auf eine Gegenrechnung und fordert 1,60 Zloty für 4 Beutel Karamellen, gegen eine Schneiderrechnung von 560 Zloty. Der gerissene Drogerist verspielte natürlich den Prozeß. Daß eine derartige Rechtsauffassung unter Kaufleuten herrscht, ist einfach unverständlich oder gerissen. In diesem Falle war Prügelstrafe bestimmt am Werke.

Myslowitz

Gartensfest der D. S. A. P. Die Ortsgruppe Myslowitz veranstaltet am Mittwoch, den 15. 8. cr. (Feiertag) im Schloßgarten sein 1. Sommerfest mit folgendem Programm: 12—13 Uhr Frühlingskonzert. Beginn des Preischießens. 16 Uhr Festkonzert, Gesangsvorträge, Reigen- und Tanzvorführungen, Kinderbelustigungen und von 8 Uhr ab Tanz auf der Freiluftbühne. Die Kinder bringen sich Lampions zur Lampionpolonaise mit. Außerdem verschiedene Ueberraschungen. Wir laden alle Genossinnen und Genossen aus Myslowitz, Janow-Gieschewald und Schoppinitz-Eigenau herzlich ein und bitten unsere Veranlassung durch zahlreiche Besuch unterstützen zu wollen. Wir bitten aber auch die Genossinnen und Genossen der weiteren Gemeinden, welche die Absicht haben, am genannten Tage einen Ausflug z. B. an die „weiße Przemsa“ zu veranstalten, unser Fest zu besuchen. Sehr dankbar wären wir denjenigen Ortsgruppen, die unser Fest mit verschiedenen Aufführungen verschönern würden.

Pflez und Umgebung

Nikolai Grundstücksverpachtung. Bekanntlich hat die hiesige Stadtverwaltung vor einiger Zeit von dem Grundbesitzer Koen eine größere Bodenfläche abgekauft, die an hiesige Bürger weiterverpachtet werden soll. Die Verpachtung erfolgt zu den ortsüblichen Bedingungen. Nähere Auskünfte erteilt der Magistrat. — Neueinteilung der Stadt in 14 Bezirke. Die Stadtverwaltung hat sich in ihrer letzten Sitzung eingehend mit der Neueinteilung der Stadt in Bezirke beschäftigt und hierbei die Zahl 14 als den gegenwärtigen Verhältnissen entsprechend angesehen. Nach dem gleichzeitig ausgearbeiteten Ortsstatut steht an der Spitze jedes Bezirkes ein Bezirksvorsteher, die von der Rada Wjeska für den Zeitraum von 6 Jahren gewählt werden, falls der Magistrat die Wahl bestätigt. Es ist wichtig, daß der jeweilige Bezirksvorsteher nach der neuen Magistratsverordnung gleichzeitig die Funktionen eines Waisensrats für den Bereich seines Bezirkes ausübt. Die Ortsarmen usw. haben sich infolgedessen in Zukunft in allen Armen-sachen an den Leiter ihres zuständigen Bezirkes zu wenden. Die Einleitung der Stadt in die 14 Bezirke und alle näheren Einzelheiten sind aus den amtlichen Bekanntmachungen an den Ausschlagfäden ersichtlich. — Ein jugel auf einer Hund mit Kette kann von dem Eigentümer bei dem Hausbesitzer Baron, ul. 3-go Maja 3, abgeholt werden, es handelt sich um ein schwarzes Tier mit kupiertem Schwanz und Ohren. — Wasserleitungsbau. Das hiesige Wasserrohrnetz soll in Kürze einer gründlichen Modernisierung und Verbreiterung unterzogen werden. In diesem Zusammenhang ist besonders wichtig, daß die neu entstandene Arbeiterkolonie an der Kleserstraße mit frischem Wasser versorgt werden kann. Die Kosten für die Anlegung der entsprechenden Leitungen hofft man dadurch aufzubringen, daß die Vergütung für städtische Kommunalladungen um 50 Prozent erhöht worden sind.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Erloschene Laternen

Von Emil Bönninge.

Die Nacht war sternklar, aber es stürzte. Ein jedesmal, wenn der alte Lokomotivführer Anders Peterfen den Kopf aus dem Führerhaus steckte, trat ihm das Wasser in die Augen. Die Kälte wirkte wie ein bissiger Gegenstoß zur Wärme des Feuers und des Kessels. Vor ihm war tropische Hitze, hinter ihm eisige Kälte. Das war ungefund. Gab Sicht und Erkältungen...

Er konnte es nicht fassen, daß seine Augen, obgleich er eben erst 60 Jahre geworden war, schon nicht mehr mitmachen wollten. Mit Flecken hatte es begonnen: wie kleine Rufflecke vor dem Blick. Wenn er schnell in die Luft sah, fuhren die Flecken wie auf einer Scheibe hinauf und herunter. Im Dunkel war es ganz schlimm. Da sah er plötzlich grün, wo gar keine Farben waren. Manchmal verwechselte er Grün mit Rot. Und das ging nicht. Beim Erwachen war ihm oft schwindlig, er sah nur wirre Farben, Rufflecke und Feuerflecke. Wenn das so weiterginge, mühte er sich krank melden. Er tröstete sich damit, daß es das Alter war; denn wenn er lange geschlafen hatte, fehlte den Augen nichts...

„Was zeigt Hennesen?“ rief er zum Heizer hinüber.
„Freie Fahrt,“ antwortete der junge Mann durch den Lärm.

Der Sturm piff und rüttelte an der Lokomotive. Der Führer blickte auf den Geschwindigkeitsmesser. Er zeigte an die 90 Kilometer. Zwei grüne Laternen, die eine über der anderen, kamen gegen die Lokomotive geflogen. Der Weichenwechsel klang ratternd unter dem Zug, als er durch die nächste Station brauste. Anders Peterfen notierte die Zeit in sein Taschenbuch. Er hatte den Regulator ganz geöffnet, das Feuerpferd häumte sich vorwärts, vom eigenen Stempelklopfflaut gepfeift, brausend und dampfend klopfte sein Atem, und Feuer flüchtete aus dem Schornstein.

Plötzlich griff sich der alte Lokomotivführer an den Kopf. Ich werde blind! dachte er unruhig und steckte das Taschenbuch in den Uniformmantel. Das geht eines Tages nach schief. Ich muß lieber zum Arzt gehen. Er blickte vorwärts durch die Nacht und die schwarzen Wälder zu beiden Seiten der Strecke. Müßte nicht bald ein Signal kommen? Wo blieb denn Sorö?
„Ich bin müde, Christensen“, rief er zum Heizer. „Es steht schlecht mit meinen Augen. Ich muß mich auf Ihre verlassen.“
„Was ist los, Meister?“

„Da kommt Sorö. Was zeigt es?“

Der Heizer winkte mit der Hand vorwärts: „Durchfahren!“ Und der Zug fuhr. Er kam mit einem Dröhnen in der späten Nachtstunde durch die Station. Räder und Weichen hallten gegen des Baldes Mauer von schwarzen Bäumen. Grüne Signallaternen flogen an der Scheibe des Führerhauses vorbei, mischten sich mit dem Schein von blendend weißen Lampen. Weiter, weiter, polternd, springend und tosend. Die Hand des Lokomotivführers ruhte auf dem Regulator...

Da hinten im Zugstamm, der stampfend und schüttelnd der Lokomotive folgte, lagen die schlafenden Reisenden. Sie ruhten in seiner Hand. Ihr Schicksal war ihm für eine Nacht anvertraut. Vielleicht waren berühmte Männer und Frauen darunter. Vielleicht geliebte Familienväter, ein junger Mann, der zu seiner Verlobten reiste. Vielleicht Kinder, die die Zukunft vor sich hatten... Was war das? Er war nicht bei der Sache. Er hing Gedanken nach. Und nun stimmerte es ihm wieder vor den Augen. Ich kann bald nicht mehr sehen noch hören, murmelte er ärgerlich vor sich hin. Nein, das geht nicht mehr. Ich kann nichts mehr sehen. Ich muß ja blind sein? Ich werde blind, ich...

Er rief sich die Augen. Es wurde schlimmer und schlimmer. Es winkte zum Heizer hinüber:

„Die Vorderlaterne ist ausgegangen, scheint mir...“

„Nein, Meister, sie brennt.“

„Quatsch! Ich kann ja sehen, sie ist ausgegangen... Ober sind es die Augen?“... dachte er.

Er konnte den Schein der Laterne über der Strecke vor der Lokomotive nicht entdecken... Was ist das? dachte er.

Der Heizer starrte auf der anderen Seite durch das Fenster.

„Sie brennt,“ sagte er.

„Daß ich gar nichts sehe...“ murmelte der Führer und rief sich die Augen.

„Wir müssen wissen, was das ist. Aber wir können keine Zeit damit verlieren. Sie müssen hinausgehen und nachsehen.“ befahl der Führer.

„Ja, aber... es ist ja ein gewaltiger Sturm, Meister“, antwortete der Heizer. Es war ihm anzusehen, daß er an Frau und Kind dachte.

„Na, dann werde ich es selber machen,“ murmelte der Alte vor sich hin. Er mußte sich überzeugen, ob die Laterne nicht brannte, oder ob er sie nur nicht sehen konnte... oder was sonst los war... Er wollte Sicherheit haben... Und die Lampe mußte in Ordnung sein. Er winkte dem Heizer:

„Lassen Sie den Zeiger nicht unter 90 fallen. Lassen Sie den Regulator nicht los. Und passen Sie auf die Signale auf, nicht auf mich.“

Der Heizer nahm den Platz des Führers ein.

Der Alte zog den Sturmriemen der Mütze unters Kinn und preßte die Mütze fest auf den Kopf. Er schlug das Halstuch nochmals um den Nacken und knöpfte den Mantel sorgfältig zu. Er nahm einen kleinen Klumpen Berg und rief sich damit die Hände ab, so daß auf den Handflächen kein Öl mehr war. Dann öffnete er die Segeltuchtüre zwischen dem Führerhaus und dem Tender und trat hinaus.

Der Winddruck und der Sturm ergriffen ihn als wollten sie ihn wegreißen. Er hielt sich mit bloßen Fäusten an den eisigen Eisenstangen fest. Er hatte nicht gewagt, Fäustlinge anzuziehen, aus Furcht, er könnte dann nicht so gut zugreifen. Er ließ mit der einen Hand los und machte einen Griff und einen Schritt vorwärts. Er ahnte den Bahndamm unter sich wie einen Abgrund, der durch die Geschwindigkeit tief wurde. Das Dunkel und das Land, die Wälder, die Nacht und der weite sternenerfüllte Raum standen ihm wie eine dunkle Macht im Rücken. Wie ein Alb. Das sind die Nerven, dachte er und faßte die Eisenstange fester... Er spürte die Wärme des

Kessels und des Maschinenkastens so nahe, daß er sich ein wenig von der Lokomotive abstemmen mußte. Aber in dem Augenblick, als zwischen ihm und dem Eisen ein Zwischenraum entstand, fuhr der Winddruck von vorn und von hinten hinein und drückte ihn nach außen, hinaus in die Nacht, in den Sturz und den Tod... Er griff eisenhart um die Stangen. Die gerillten Eisenplatten unter seinen Füßen waren glatt von Öl, oder was es sonst war, er wagte nicht hinabzublicken, um nicht schwindlich zu werden und Zeit zu verlieren. Er manövrierte sicher über die hämmernenden Räder und die gewölbten Radkästen, zwei glatte Halbkreise, über die er hinweg mußte, um vor zu den Zylindern und zu der Laterne zu kommen, die vor der Rauchkammer zwischen den vorderen Buffern saß. Der Dampf schlug vom Schornstein herunter und blendete ihn; aber er hielt fest, als wäre er mit seiner Lokomotive zusammengewachsen. Das Feuerpferd sollte ihn nicht abwerfen. Wenn es auch in unsinnigem Galopp in die Kurve vor Station Slagelse ging. Hatte Christensen das Signal gesehen? Nein, daran würde er nicht denken.

Der Zug brauste mit verringerter Geschwindigkeit, aber unter vollem Dampf durch die Station. Rauch, Licht und Lärm schlugen über ihm zusammen. Peterfen tat ein paar Griffe und näherte sich der Rauchkammer unter dem Schornstein. Nun ein rascher Griff am Laternenhenkel, und heraus mit der ganzen Laterne. Er hielt sich mit der einen Hand an der Rauchkammertüre fest und griff mit der anderen nach der Lampe. Was war das? Die Laterne bewegte sich nicht. War sie festgefroren? Er zog noch einmal. Sie war nicht von der Stelle zu rücken.

Die Geschwindigkeit des Zuges stieg. Christensen schloß den Regulator und öffnete ihn dann wieder ganz. Der Zug jagte durch die Nacht. Zuweilen schien es Peterfen, als brannte die Laterne nicht, zuweilen war es, als flackerte ihr Schein nach der anderen Seite über die Strecke... hatte Christensen diesen Schein gesehen... oder was war... Warum konnte er die Laterne nicht heben?...

Plötzlich griff er unten an der Laterne in etwas Glattes, Weiches, Haariges. Er tastete. Er fühlte es ab. Was war denn das?... Es schienen ihm Federn... Er zog daran, und etwas schwarzes gab nach. Im selben Augenblick glitt der Schein der Laterne hell über die Strecke. Er hätte vor Freude

beinahe das Gleichgewicht verloren... Die Lampe war nicht ausgegangen, sie brannte und leuchtete über die Strecke, wie sie sollte, sie war nur halb verdunkelt gewesen, auf der Seite, wo sein Stand war, von etwas... Er zog und zog...

Da spürte er: es war ein Vogel. Er hatte ihn bei den Flügeln gefaßt. Aber der eine Flügel war zwischen dem Laternenhenkel und der Platte über den Vorläufern eingeklemmt. Er löste ihn sorgfältig in einigen kleinen, vorsichtigen Zügen, rückte einmal schnell zu und hielt den Vogel in der Hand. Die Laterne leuchtete frei durch die Nacht über die Strecke.

Der Vogel kam ihm schwer vor. Er war schwarz, soweit er es erkennen konnte. Es mußte eine Krähe sein... oder ein Rabe...

Nun mußte er zurück zum Führerhaus. Er ging langsam. Der Zug stieß einen Piff aus. Der Heizer wurde ungeduldig. Peterfen konnte hinter der Scheibe im Schein des Manometerlichts und der Lampe des Wasserstandsglases das Gesicht des Heizers sehen...

Seine Hand glitt die Eisenstange entlang. Trotz der nahen Wärme war sie eiskalt. Der Sturm kam nun von der Seite und von hinten und half ihm hinein. Er durfte nur nicht zu schnell gehen. Denn sonst könnte er ihn über Bord werfen... Als wäre er mit der hämmernenden, brausenden, zischenden Maschine verwachsen, klammerte er sich an die Lokomotive, die in ihrer wilden Starrheit durch die Nacht brauste... Beim Führerhaus mußte er beide Hände brauchen, um an den Tender zu gelangen. Er biß dem Vogel in die Flügel und trug ihn im Mund hinein.

Der Heizer machte große Augen.
„Na, und ob der die Laterne nicht geblendet hat!“ rief der Lokomotivführer.

„Was ist das für ein Kerl?“

„Es ist wohl ein Rabe,“ sagte der Führer.

Es war eine gewaltige Krähe. Sie hatte den Hals und den einen Flügel gebrochen, als sie vom Licht geblendet, vom Sturm gegen die Laterne geworfen worden war. Sie muß sofort tot gewesen sein.

Anders Peterfen lebte auf. Er zwinkerte mit den Augen. Nun konnte er den Schein der Laterne vorn auf der Strecke auch sehen... Die dunklen Flecke vor dem Blick waren also doch bloß Nervosität.

Er nahm die große, prachtvolle, schwarze Krähe mit. Sie steht nun ausgestopft auf seinem Büfett zwischen zwei Messingleuchtern.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Adolf Kobitzsch.)

Sorgloses Leben

Von Michael Sojtschenko.

Ich stolperte gestern in ein Amt hinein wegen meiner persönlichen Angelegenheiten.

Vorher stopfte ich mir, versteht sich, den Bauch voll, um mir Mut zu machen. Und gehe.

Also komme ich zu jenem Amt. Öffne die Türe.

Streiche die Schuhe ab, gehe die Treppe hinauf! Plötzlich ruft mich ein blauerodter Bürger zurück. Befiehlt mir, hinunterzusteigen. Ich steige langsam hinunter.

— Wohin, sagt er, gehst du, du Schafkopf?

— Tja, ich komme, sage ich, wegen Geschäften.

— Wenn man, sagt er, wegen Geschäften kommt, muß man versteht du, einen Passierschein haben. Und dann erst darf man nach oben laufen. Hier, sagt er, ist kein Andreasplatz. Das sollte man eigentlich schon im elften Lebensjahre verstehen. Welch eine Nützlichkeit!

— Vielleicht, sage ich, wußte ich das nicht. Wo, sage ich, kann man diesen Passierschein erhalten?

— Nanu, dort, sagt er, rechts, in jenem Fensterchen.

Ich gehe an das kleine Fensterchen. Poche mit dem Finger. Höre, versteht ihr, eine Stimme:

— Was ist?

— Tja, sage ich, wegen dem Passierschein.

— Sofort!

In einem ausländischen Amt, zum Beispiel, würde man einen von Pontius zu Pilatus schicken. Man würde Dokumente verlangen. Man würde die Vorderansicht auf einem Photo verewigen. Hier dagegen sehen sie einem nicht mal in die Visage. Es streckt sich einfach eine nackte Hand heraus und händigt den Passierschein aus.

Gott, denke ich, wie leicht und sorgenfrei kann man doch bei uns leben und seinen Geschäften nachgehen! Und doch sagen die Leute: Bureaokratismus. Viele von der entgleisten In-

telligenz stützen darauf sogar ihre pessimistischen Theorien. Hol sie der Teufel! Da ist nichts zu träumen.

Ich erhielt den Passierschein.

Der Blauerodte sagt:

— So, jetzt laßte weiter. Na, was: will hier ohne Schein hindurchhutschen. Unwillkommene Elemente könnten sich hier einschleichen. Könnten das Amt noch in die Luft sprengen!

— Wo, sage ich, könnte ich den Genossen Schtschulin sehen? Mißtrauisch fragt jemand hinter dem Tisch:

— Haben Sie einen Passierschein?

— Bitte, sage ich, hier ist der Schein.

Den Passierschein kaum anblickend, sagt er etwas höflicher:

— Genosse Schtschulin, verstehen Sie, hat jetzt Sitzung.

Am besten wirds sein. Sie kommen nächste Woche wieder. Diese ganze Woche, verstehen Sie, hat er Sitzungen.

— Gut, sage ich. Ein Geschäft ist kein Hase, läuft nicht fort.

Wieder laßte ich die Treppe hinunter. Der Blauerodte sagt:

— Halt! Wohin gehst du?

Ich sage ihm:

— Ich gehe, Freund, nach Hause. Müde aus diesem Amt auf die Straße.

— Passierschein vorzeigen!

— Mit dem größten Vergnügen, sage ich. Bitte!

— Na, sagt er, jetzt kannst gehen.

Ich betrat die Straße. Um den Organismus zu stärken, verkehrte ich eine französische Semmel. Dann ging ich in ein anderes Amt, um meine persönlichen Angelegenheiten zu erledigen.

Der Kellner Josef

Von Franz Dattner (Wien).

Er hat schon graue Haare, aber er ist noch immer der blasse, schüchterne Knabe geblieben, demütigend scherzend mit jedem aufgelaufenen Choliker. Zierlich und schlank wie ein Page aus brokatknisternden Tagen: mit unnachahmlicher Grazie trägt er das Tablett. Er schweigt unirdisch, die Platte schwenkt kaum und die Gläser klingen flüsternd: vornehme, seltsame Musik. Er neigt sich zu der flotten dekorierten Dame mit dem Fischmaul, lächelt freundlich, wirft grazios Metallstücke auf den Tisch. Er streift sie ab, mit einer müden, herben Geste und lächelt. Er lächelt immer und schweigt. Denn er ist kein gewöhnlicher Kellner. Er sieht nur so aus, und sein Lächeln ist eine Tragödie. Die Tragödie einer stummen, lichtsehnächtigen Ahnung. Etwas schlummert in seinen schönen rehbraunen Augen: ein stolzes Tier und der Durst nach Glanz und Heldentum. Der monotone Grad ist eine schlechte Maste.

Er ist ein Dichter. Abends, wenn er alle Lampen gelöscht, und die Stühle zu schwärzlichen Pyramiden getürmt hat — ist er allein in seiner winzigen, lichtschönen Mansarde. Dann nimmt er ein großes, in rotes Saffianleder kunstvoll gebundenes Buch und liest mit glühenden Wangen. Das Delliht fladert trübe. Er liest und in seinem erregten Sinn jammeln sich heilige, herrliche Gedanken. Bilder lösen sich: in Brum und Duft und mond-

beschiedenen Gärten. Er träumt mit offenen, nachdunklen Augen. Und das seine, blasse Lächeln ist um seinen Mund.

Josef, ich habe dich immer bedauert, glaube es mir. Ich war dein gütiger, stiller Freund. Als du immer kränklicher wurdest, erschrak ich tödlich beim Anblick deiner schmalen zitternden Hände. Die Tassen und Gläser klirren leise und es gab eine Dissonanz. Du gingest etwas schief: man sagte mir, du seiest nicht ganz gesund. Ich war sehr traurig, denn ich habe dich gerne gehabt, deinen leisen, schwebenden Gang voll Würde und gütiger Bescheidenheit, dein ewig junges Lächeln, deine sanften, rehbraunen Augen, deine feine Zurückhaltung, deinen Stolz.

Nun bist du tuberkulös, du liegst in deiner engen, unfreundlichen Kammer und sehnst dich nach der Sonne — ja sogar nach den Rauchschwaden, dem Menschengerausch, den fahlen Lampen im Cafe. Du möchtest noch leben, ein wenig noch; denn du hast so viel gelitten, gewollt und so wenig erlebt. Morgen werde ich dich besuchen. Du wirst sehr erstaunt sein und eine große Frage wird deine Augen erhellen.

Dann wird du wohl sterben müssen. Du wirst ganz still dich entfernen: noch etwas zögernd und mit deinem sanften, ahnungslosen Lächeln. Dann wirst du plötzlich nicht mehr sein und niemand wird um dich trauern — außer mir.

Nun werde ich allein in einer gewohnten Ecke sitzen und an dich denken. O, wie werden diese Abende traurig sein.

Geräusche.

Als Pierre auf Urlaub nach Hause kam, erzählte er: „Das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden folgt dir Tag und Nacht. Man bringt es nicht aus dem Ohr, wenn man es einmal auf dem Schlachtfeld gehört hat.“

Er ging dann wieder ins Feld, und als er neuerdings nach Hause kam, erzählte er: „Man unterscheidet sie ganz genau. Die Gewehrflügel machen Pfiff, Pfiff. Wenn sie auf Blätter treffen, klast es wie eine kräftige Ohrfeige. Die Granaten heulen. Wenn die Granate aber sehr hoch fliegt, ist es wie das Greinen einer Krage oder wie das Wimmern eines kleinen Kindes.“

Er ging dann wiederum ins Feld, und als er, neuerdings heimgekehrt, vom Kriege erzählte, sagte er: „Ruhe gibt es keine. Die Kameraden fluchen oder singen oder geben noch üblere Geräusche von sich. Die Räder der schweren Wagen kreischen, daß man Rückenmarkschmerzen davon bekommt. Das Pfeifenknallen hört nie auf. Der Magen knurrt und die Vorgesetzten tun desgleichen. Bei Nacht läßt es und gróßt es von allen Seiten; wie ein müder Feldsoldat schnarchen kann, davon macht sich der, der es nicht erlebt hat, gar keine Vorstellung.“

Er zog dann zum vierten Male ins Feld, und als er nach langen Monaten wieder daheim war, erzählte er vom Morgenpfeips-Konzert der flandrischen Sperlinge und vom Trommelwasser der unablässig herabrauschenden Regengüsse, vom Wiehern der Pferde im Schlafe, wenn böse Träume ihren Schummer stören, vom Knaden der Eisdecke, wenn das Tauen beginnt, von den unendlichen chromatischen Stalen, die der Sturm im Schilfe pfeift, und von den geheimnisvollen Lauten, die über den nächtlichen Sumpf geistern.

Und noch einmal zog er ins Feld, der Krieg ist lang — und noch einmal kam er heim — der Zufall schaltet wunderbar. „Das Jammern der Verwundeten,“ erzählt er, „das fließt spurlos an den Nerven vorbei. Die Kanonen, die hört man gar nicht mehr. Ihr obstinater Raß würde dem Ohr fehlen, setzte er längere Zeit aus. Ueber die Lebensgeräusche der Kameraden wie über den ganzen Lärm der Kriegsmaschinerie hört man so hinweg wie daheim über das Rattern der Straßenbahn. Die Stimmen der Natur? Sie haben etwas Dünnes, Nachtloses, was sachlich Gleichgültiges. Sie sagen dir nichts mehr. Ein Gewitter während Trommelfeuer wirkt geradezu lächerlich. Am geräuschvollsten sind die Viertelstündchen der Stille und Einsamkeit, die sich der geschickte Frontsoldat doch nie und da zu ergattern weiß. Da wachen innere Stimmen auf. Alles, was du nicht sagen, nicht denken darfst, ballt sich im Schädel zu einer schweren Kugel, die mit Tosen und Dröhnen durch das Hirn rollt. Es ist zum Verriickwerden.“

Wiederum im Felde, geriet er in deutsche Gefangenschaft. Dort wurde er nervenkrank und beklagte sich sehr, daß er keine Ruhe finden könne. Immer läge ihm das Stöhnen der Verwundeten, das „Pfiff, Pfiff“ der Gewehrflügel, das Mäuen der hochfliegenden Granaten, das Schnarchen der Kameraden und das Niederprasseln des unendlichen Regens im Ohr. Und dazwischen höre er die Stimme Gottes, welche rief:

„Rain, ou est ton pere?“

Der Arzt unterbrach ihn: „Wenn Sie ein besseres Zimmer haben wollen, so sagen Sie es, aber lassen Sie Gott aus dem Spiele. Uebrigens spricht der liebe Gott Deutsch.“

Perspektiven.

„Was schert der Tod des einzelnen!“ sagte der Hauptmann, „wenn nur die Truppe der Fahne Ehre macht.“

„Was liegt am Schicksal eines Regiments, wenn nur die Stadt genommen und der Feind verjagt wird,“ sagte der General.

Der Patriot sagte: „Und ob wir alle bis auf den letzten Mann sterben müssen, wenn es nur dem Vaterland zuzugeht.“

Der weitblickende Kulturhistoriker blickte weit und sagte: „Selbst wenn ein paar Staaten zugrunde gingen... sie wären nicht umsonst zugrunde gegangen. Europa würde sich auf sich selbst heilen und aus dem Blutbad gereinigt, neugeboren emporsteigen.“

Der Weise strich mit kühlen Fingern den langen Bart: „Nehmen wir an, das alte Europa verfiel dem Chaos: wie wohl täte das in weiterer Folge... der Welt! Der Untergang Europas (jedem, der tiefere Zusammenhänge ahnt, wird das klar sein), brächte unserem Planeten reichsten Segen. Als Dünger auf dem Acker der Menschheit geopfert, verhilfe der tote Erdteil diesem Acker zu ungeahnt üppigen Früchten.“

Gott sprach: „Für mein Sonnensystem XXVIII, arabisch 28, litera Z, wird das Verschwinden des Planeten Erde einen großen Vorteil bedeuten. Biersleicht sogar wäre es gut, wenn ich die ganze Sonnensystemgruppe XXVIII im Interesse höherer kosmischer Zweckmäßigkeit —“

„Mag alles hin werden, wenn nur mein Bub mit geraden Gliedern nach Hause kommt!“, sagte Frau Müller und legte die Zeitung mit den Siegesnachrichten ungelassen neben die ungetrunkene Tasse Kaffee-Erlaß.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlages Ernst Rowohlt, Berlin, dem neuesten Buche von Alfred Polgar „Ich bin Zeuge“ entnommen.)

Die Bremse versagt

Von Emil Bönnehde.

Der Lokomotivführer Christian Kongerup rauchte seine Pfeife vor Abfahrt des Zuges. Er hatte zehn Minuten für sich selber. Seine Augen folgten dem Zeiger auf dem Vakuummeter, der sich nach dem roten Strich erhob. Es überraschte ihn, daß der Zeiger lange brauchte, um von Zahl zu Zahl zu kriechen, sonst jag die Lokomotive die Vakuumrohre und die Vakuumschlängen in einig Minuten Luftleer. Er erhob sich vom blattgelesenen Lederstuhl und öffnete den Ejektor ganz. Ein kochendes Geräusch wie das Brausen eines Wasserfalles ward durch die Lokomotive hörbar, dies Kochen und Brausen, währenddessen niemand auf dem Bahnsteig einen Laut hören kann. Er war halb verwundert, halb ärgerlich, als er sah, daß der Zeiger sich kaum von der Stelle rührte. Da mußte etwas nicht in Ordnung sein. Eine falsche Kuppelung des Zuges oder eine undichte Schlange.

Die Luftdruckbremse ist der Lebensnerv des Expresszuges. Sie verlangsamt die Fahrt, wenn der Nachtzug brausend durch die Stationen kommt und in den Kurven schwingt; sie hält den Zug an, wenn die roten Signale dem Lokomotivführer verbieten, weiterzufahren; sie bestimmt über Leben und Tod, wenn der Nachtzug mit 100 Kilometer Geschwindigkeit gegen sein dunkles Ziel jagt. Wenn die Luftdruckbremse versagt, ist der Zug dem Tode preisgegeben. Der Zugführer trat ans Trittbrett. Er hielt sich am Tender. Kongerup war regelrecht böse.

„Was habt ihr denn da für einen Dreck gemacht?“ fragte er. „An der Luftdruckbremse ist etwas nicht in Ordnung. Die Leute sollen die Kuppelungen nachsehen.“

Kongerup stieg auf den Bahnsteig hinauf und ging den Zug entlang. Die Arbeiter leuchteten mit Lampen zwischen die Puffer, hämmerten und drehten. Es waren nur noch fünf Minuten bis zur Abfahrt des Zuges. Kongerup bemerkte, die Reisenden begannen den Zug zu füllen. Sie setzten sich in ihren Abteilen zurecht, verdeckten sich hinter ihre Mäntel oder schliefen auf Polstern und Bänken. Kongerup war zu seiner Lokomotive zurückgekehrt. Er blickte hinaus nach dem Zeiger. Na, endlich näherte er sich in langsamem, langsamem Zittern dem roten Strich.

„Abfahrt!“ rief der Zugführer und kam nach der Lokomotive gelaufen. Kongerup blickte ihn einen Augenblick an:

„Und wenn es hundertmal Abfahrt heißt, ich fahre nicht mit zermurksten Bremsen.“

„Aber jetzt sind sie doch in Ordnung,“ sagte der Zugführer.

„Habt Ihr etwas gefunden?“

„Nein, es war ja nichts!“

Der Lokomotivführer lachte kurz auf, ein wenig spießig. Dann blickte er den Zugführer an: „Garantierst Du dafür, daß die Bremsen in Ordnung sind?“

„Ja, das tu ich!“

„Weißt Du, was ich tue?“ fragte Kongerup.

„Ich pfeif auf Deine Garantie!“

„Nicht so freisüchtig, Kongerup, nicht so freisüchtig,“ sagte der Zugführer, als Kongerup hinter der Segeltür verschwand.

Kongerup war ärgerlich. Er hatte einen großen Zug. Es ging langsam bergauf. Er öffnete ganz für den Dampf, hart und heftig. Der Wind stand entgegen. Die große Maschine seufzte und prustete. Kongerup gab auf die Signale acht. Zwei grüne Punkte kamen draußen im Dunkel entgegengewandelt. Piested. Er vergaß nicht, obgleich er auf den Geschwindigkeitsmesser aufpaßte, einen Blick auf den Zeiger zu werfen, der über dem roten Strich zitterte. Die Bremse war in Ordnung.

„Gib ordentlich Feuer!“ rief er zum Heizer hinüber, der über der offenen Feuerkammer gebückt stand und Schaufel auf Schaufel in das Feuer stopfte. Der Schein der weißen Flammen fiel auf sein Gesicht, und das dunkelblaue Zeug, das er anhatte, bekam in der Beleuchtung eine übernatürlich hellblaue Farbe.

„Ja, so!“ hezte Kongerup. „Wir haben schon 10 Minuten Verspätung. Wir müssen sie bis Besle einholen.“

Aber die Verspätung wurde nicht eingeholt. Der Zug mußte zu groß sein, oder die Schienen waren fettig. Kongerup arbeitete mit dem Regulator und der Steuerung, die Fahrt aufzuholen. Er stieß den Kopf aus dem Führerhaus und blickte vorwärts auf die Strecke. Er hatte vorn ein rotes Licht entdeckt. Hovegaard zeigte Halt. Er schloß den Dampf ab und minderte die Fahrt. „Es zeigt Halt!“ rief der Heizer fragend.

„Ich versteh das nicht. Wir müssen ja erst in Hylskö kreuzen.“

„Ja, aber vielleicht hat der Schlepper Verspätung?“

„Das kann sein,“ antwortete Kongerup.

Aber das war unwahrscheinlich. Der „Schlepper“ war ein Güterzug. Der Geschwindigkeitsmesser fiel von 90 auf 80, auf 70, auf 60, ganz hinunter bis auf den 45-Kilometer-Strich. Aber plötzlich wurden die beiden roten Teufelsaugen grün. Das Signal wechselte zu „Freier Fahrt“. Die Geschwindigkeit war noch nicht aus dem Zug gegangen. Der Heizer schwierte vor dem Feuer, und Kongerup öffnete ganz für den Dampf. Jetzt mußte es sein! Jetzt mußten sie die Verspätung gewinnen! Der Zug brauste durch den Bahnhof Hovegaard. Weiter ging es, der Geschwindigkeitsmesser stieg. Die Nadel des Vakuummeters zitterte über dem roten Strich... Alles in Ordnung!

Kongerup startete in einer merkwürdigen Nut vorwärts über die Strecke. Eine kleine, nicht abzuschüttelnde Unruhe verfolgte ihn, saß in ihm und nagte in ihm. Nein, Kongerup war wirk-

lich nicht nervös... Aber irgend etwas war nicht in Ordnung. Er öffnete ganz für den Dampf. Er kniff die Augen zusammen. Er und der Heizer hatten das Signal von Hylskö zugleich entdeckt. Zwei grüne Laternen weit draußen im Dunkel... Mit Feuer und Lärm donnerie der Nachtzug durch die kleine Landstation. Der Geschwindigkeitsmesser zitterte zwischen 80 und 90 Kilometer. Kongerup blickte nach der Nebenspur. Die Station war leer. Da stand kein Güterzug...

„Wo ist der Schlepper?“ rief der Lokomotivführer. „Wir müssen ihn doch hier kreuzen? Ich habe keine Kreuzungsverlegung bekommen?“ Das war merkwürdig. Kongerup war eigentümlich zu Mute. Mit fünf Minuten Verspätung brauste der Zug in Station Sneiderburg ein und hielt. Der Zugführer kam gleich zur Lokomotive.

„Wo ist der Schlepper?“ rief Kongerup.

„Er hat eine halbe Stunde Verspätung. Du sollst ihn an Hasselager kreuzen.“

„Das ist doch wirklich zu ärgerlich!“ Kongerups seltsame Stimmung explodierte in einem nervösen Wutausbruch. — „Hier fahre ich und weiß nicht aus noch ein. Was soll ich denn denken? Ich erwarte Bescheid, wo der Schlepper bleibt, und ich bekomme keinen Bescheid. Ist er in den Graben gefallen, oder hat ihn der Teufel geholt? Oder schläft Ihr allesamt? Ich kann wahrhaftig nicht schlafen!“

„Na ja, nimm doch die Sache ruhig,“ antwortete der Zugführer. „Die Station ist daran schuld, daß Du die Kreuzungsverlegung nicht bekommen hast.“

Kongerup winkte mit der Hand: „Machen wir, daß wir jetzt kommen. Wir haben keine Zeit zu verlieren...“

Niemals, bedachte er, war er so schnell gefahren wie in dieser Nachtstunde. Der Heizer ruhte nicht. Die Feuerörter standen während der ganzen Fahrt offen, und der flammende Schein schlug heraus unter den Nachthimmel. Sie fuhrten bergab, und er merkte, wie die große Wagenmenge die Lokomotive förmlich vorwärtstrieb. Der Zug wurde von seinem eigenen Gewicht über die Schienen gestoßen, wie ein fallender Stein...

Jetzt kommt die Kreuzung. Hasselager. Der Geschwindigkeitsmesser stieg. Kongerup merkte schon, daß der mächtige Hügel hinauf nach Aarhus unter dem Zuge war. Der Zug flog mit seinen Wagen vorwärts. Kongerup blickte auf die Uhr. Könnte er diese Geschwindigkeit durchhalten, würde er pünktlich in Aarhus sein. Seine Hand hatte unwillkürlich in der Gewissheit der Nähe von Hasselager an die Luftdruckbremse gefaßt. Sie gab nach, sie fiel herab, das heißt: der Handgriff war schlaff und ohne Kraft. Er widerstrebte nicht, wie er in den Augenblicken Widerstand leisten muß, wenn die atmosphärische Luft in den luftleeren Raum schießt. Da war kein Vakuum. Die Bremse zog nicht an.

„Was ist das?“ schrie Kongerup und griff wie ein Verriicker um den großen öligen Handgriff. „Das habe ich nie in meinem Leben...“

Der Heizer hatte des Lokomotivführers Gesicht gesehen. Einen verstörten, ratlosen, hilfseuchenden Ausdruck.

„Was ist denn, Meister?“ rief er.

„Kein Vakuum... Der Zug geht durch... Ich kann den Zug nicht halten!“ Der Heizer trat neben ihn. Beide hatten den gleichen Gedanken. „Wenn es jetzt Halt zeigt...“

Das war also die Gefahr. Das war das Geheimnisvolle, das in seinem Unterbewußtsein gelegen und gelauert hatte. Die elende Bremsprobe vor der Abfahrt...

In dem Bruchteil einer Sekunde fuhr das Bild des wartenden Güterzuges durch sein Gehirn... eine Vision des Unglücks stand vor seinen Augen, das Krachen und Geschrei, die vielen schlafenden Reisenden... Noch nie war es ihm geschehen, daß er die Herrschaft über seinen Zug verloren hatte, noch nie war er in einer so wahnwichtigen Situation gewesen, daß seine Luftdruckbremse tot und ohne Kraft war. Er hatte den Dampf geschlossen. Er sah auf den Geschwindigkeitsmesser. Der wiegte sich über der 95-Kilometerzahl. Kongerup schlug verbittert nach dem schlaffen Bremsbandgriff, der ihn im Stich gelassen hatte. Der Zeiger auf der Scheibe war vom roten Strich ganz heruntergefallen.

Es ging bergab. Die Wagen, die schweren, großen Wagen trieben den Zug vorwärts. Der Nachtzug durch die Nacht. Er ließ den Dampf pfeifen, daß es laut durch die Nacht geklirrte. Alle Mann an die Handbremsen!

Er selber legte die Steuerung zurück und zwang die Räder der Lokomotive in die entgegengesetzte Richtung. „Und wenn es springen müßte, das ganze Dredszeug!“ dachte er, „Halten müssen wir!“ Die Lokomotive schüttelte wie unter einem mächtigen Schüttelfrost. Es bebte und krachte im ganzen Lokomotivkörper. Die Räder standen. Ein gewaltiger Funken- und Feuerregen stiehte aus den Bändern und ehernen Speichen. Das nennen die Lokomotivführer „Schlittenfahren“.

Er sprang ans Fenster und blickte hinaus. Er und der Heizer hingen aus dem Führerhaus. Jetzt kam das Signal... jetzt war es da... Im Dunkel, hinter Wällen und Dämmen, tauchte der Signalmast auf. Zwei grüne Laternen leuchteten ihnen entgegen. Die Männer waren beinahe aus der Lokomotive gefallen.

„Es zeigt „Freie Fahrt“ Meister,“ sagte der Heizer.

„Weiß Gott!“ antwortete Kongerup und schludte. Er ließ den Zug in die Station rutschen.

Da stand der Schlepper auf dem Nebengleis.

Der Zugführer, das Zugpersonal und der Stationsvorsteher kamen nach der Lokomotive gelaufen. Die Reisenden wimmelten auf dem Bahnsteig, aufgeschreckt durch die Unruhe und den Lärm.

„Kein Vakuum!“ schrie Kongerup, als er auf den Kies sprang. „Wir sind ohne Vakuum gefahren! Was habt Ihr denn da wieder gemacht? Ich war beizeiten in Hörning und wäre pünktlich drin gewesen, aber nun verlieren wir alles wegen dieser Schweinerei!“

„Kein Vakuum?“ fragte der Zugführer.

„Es muß an dem Schlafwagen liegen,“ antwortete Kongerup.

„Sollen wir sie herausnehmen?“

„Nein, das ist nicht nötig. Nur daß Ihr es alle wißt: wir fahren jetzt vorsichtig bis Aarhus, aber auf den Handbremsen allein.“ Das Zugpersonal eilte auf seine Posten in die Wagen. Der Zug fuhr langsam weiter...

„Es war der Schlafwagen,“ sagte einer von der Wagenaufsicht später. „Die Rohre waren verstopft. Ein Klumpen Berg saß in einem der Kanäle. Der war schuld, daß der Meister von Zug 917 das Vakuum nicht ausaugen konnte.“

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Kirsten Haste und Wolf Robitshj.



Das Anflitz der Landschaft

Randheinnacht auf dem Canale Grande von Venedig.

Die Fahnenweihe

Von Arnold Bertesi.

In Ramos bereitete man sich zur Einweihung der neuen Fahne des Gesangvereins vor. Die neue prächtige Fahne ruht bereits sorgsam eingerollt, in der Wohnung des Vorstandes.

Der Ausschuss des Vereins tat sein Möglichstes, um das Fest glänzend zu gestalten. Als Fahnenmutter wurde die Frau Obergespan gewonnen, die zwar nicht erscheinen und am Tage der Fahnenweihe gewiß krank sein wird, denn so machte sie es gewöhnlich, jedenfalls ist aber dadurch jedem Groll unter den Ramoser Damen vorgebeugt worden.

Eine schwere Aufgabe war das Auswählen der Kranzjungfern, die, weiß gekleidet, das Gefolge der Fahne bilden sollten. Zuerst war nur von sechs oder acht die Rede, dann erhöhte man deren Zahl auf sechzehn, um ja kein Mädchen auszulassen, das sich vielleicht beleidigt fühlen könnte.

Aber zu dem Festkomitee kamen tagtäglich besorgte Väter oder begeisterte junge Leute, um nachzufragen, ob man nicht diese oder jene vergessen hat? „Ich bitte, es wäre ein großer Fehler, wenn man sie wegläße. Es ist eine vornehme, einflussreiche Familie, sie waren auch immer unterstützende Mitglieder des Gesangvereins, bitte sie ja nicht zu vergessen.“

Einmal mußte aber doch ein Ende gemacht werden. Man beschloß, die Zahl der Kranzjungfern auf vierundzwanzig zu erhöhen. Dann wird schon jede Gesellschaftsrichterin, jede Klasse vertreten sein, damit sich ja niemand beklagen könne.

Jetzt war nur noch übrig, die ausgewählten jungen Damen auch einzuladen. Der eifrige Präsident übernahm selbst diese Mission und er besuchte in Begleitung dreier Ausschussmitglieder der Reihe nach die mit Töchtern besetzten Häuser.

Man begann bei den vornehmsten Familien: bei Bartha, Groß, Kenderessy. Frau Bartha war sehr gnädig, sie sagte nicht nur die Teilnahme ihrer Gisela, sondern auch die der kleinen Margarete zu, obwohl diese erst zu Weihnachten vierzehn Jahre alt und das ihr erstes öffentliches Auftreten sein wird.

Die schöne, brünette Marie Groß war sofort dabei.

„Warum nicht? Von Herzen gern. Nicht wahr, Mama?“

Die gnädige Frau hatte nur das bestimmende „Ja“ auszusprechen.

Auch die Kenderessys weigerten sich nicht. Frau Kenderessy hätte nur gewünscht, daß man auch Familie Baron Waldburg aus Konya einlade. Baronesse Esse wird mit ihrer Aurelia ein schönes Paar bilden.

Als man sie aber aufklärte, daß zu diesem Fest nur Ortsbewohner eingeladen werden können, gab sich Frau Kenderessy großmütig auch damit zufrieden.

Der erste Tag begann sehr gut. Ueberall wurde zugesagt, an dem Fest des Gesangvereins teilzunehmen. Am nächsten Tag machte man nur bei zwei oder drei bürgerlichen Familien Schwierigkeiten: man liebt keine Paraden und drängt sich nicht unter die Vornehmen. Die Mädchen jedoch hatten überall große Lust zur Sache, und der Präsident des Gesangvereins verstand es so bethört zu beweisen, daß dies ein Fest des ganzen Ramos, ein Fest der ganzen Bürgererschaft sei, daß selbst die verwitwete alte Schneiderin Frau Hanko sagte: nun gut, sie läßt ihrer Enkelin ein schönes weißes Kleid machen, darin kam sie gehen.

Aber schon am dritten Tag kam ein Brief von Frau Kenderessy. Sie bedauert sehr, ihre Tochter kann aber an der Fahnenweihe nicht teilnehmen.

Unmittelbar darauf kam ein Schreiben der Frau Bartha. Der Inhalt war derselbe: sie bedauern, auch sie können nicht teilnehmen.

Der Präsident des Gesangvereins eilte sofort zu ihnen.

„Aber, ich bitte sie, meine Damen!“

Frau Kenderessy blieb unerbittlich. Kalt, hochmütig wies sie den Flehenden ab und ließ sich in keine weiteren Erklärungen ein. Frau Bartha ging mit dem armen Präsidenten schon milder um.

„Lieber Bodor, sie können doch nicht verlangen, daß unsere Töchter zusammen mit den Töchtern irgendwelcher Schuster, Schneider und Tischler auftreten. Was fällt Ihnen ein, ich höre, daß sie auch Julcas Hanko eingeladen haben, deren Mutter einmal bei uns Stubenmädchen gewesen ist.“

Der Präsident entschuldigte sich: „Wir konnten dem nicht ausweichen. Es ist eine wohlhabende Familie und sie haben eine ausgebreitete Verwandtschaft. Julcas Vater ist Ausschussmitglied des Magistrates.“ Auch der Obergespan labet ihn ein, wenn er ein großes Diner gibt.

Bei Frau Bartha gingen solche Erwägungen nicht. „Der Obergespan, das ist etwas ganz anderes. Die Männer können gar manches tun, was wir Frauen nicht tun dürfen. Nein, lieber Bodor, das kann nicht sein, daß unsere Töchter... wohin denken Sie?“

Dem Präsidenten traten die Schweißtropfen auf die Stirne. „Wir haben sie schon eingeladen, wir können nicht mehr zurücktreten. Und dann, bitte, unter den Mitgliedern des Gesangvereins gibt es viele einfache Bürger, Kleinfabrikanten, Gewerbetreibende, auch auf diese muß Rücksicht genommen werden.“

Frau Bartha zuckte die Achseln. Sie sagt ja nicht, daß man jemand ausschließen soll.

„Sie dürfen nur nicht verlangen, lieber Bodor, daß auch wir dort sein sollen. Das können Sie wirklich nicht verlangen. Man geht ja wohl zu einer Bauernhochzeit, auch zu einer Taufe, wir lassen uns gern zu den Leuten niedrigen Ranges herab. Das ist aber etwas ganz anderes.“

Als es in der Stadt bekannt wurde, daß Familie Bartha, Kenderessy und die übrige vornehme Welt an der Fahnenweihe nicht teilnehmen werden, begann sich plötzlich die ganze Intelligenz zurückziehen. Die Komitats- und Kommunalbeamten, die Richter des Bezirksgerichtes, die Beamten der Finanzdirektion, sie alle überlegten, ob ihr Töchter bei der Fahnenweihe erscheinen können, wenn Aurelie Kenderessy, Marie Groß, Gisela Bartha einmal erklärt haben, daß sie nicht zugegen sein werden.

Der Präsident raufte sich die Haare. Entsetzlich. Was wird aus der glänzenden Fahnenweihe werden? Von den vierundzwanzig Kranzjungfern sind nur mehr neun übrig, und auch die sind meist Töchter einfacher Bürgersfamilien.

Aber auch den Uebriggebliebenen ist nicht zu trauen. Eine Woche vor der Fahnenweihe kommt der Rechnungsbeamte des Tabakfabrikationsamtes mit großem Gepolter zu dem Präsidenten gestürzt. Man liebe auch seine Tochter zu streichen. Er ist ein königlicher Beamter, auch er will nicht, daß seine Tochter zu den Leuten niedrigen Ranges zähle.

Von der Intelligenz war nur mehr die Tochter des Doktor Somorod übrig. Auch die weint, daß sie gehen muß, aber sie wagt nicht zu widersprechen, denn ihr Vater will von einer Absage nichts wissen. Warum nicht gar! Er wird doch nicht wegen einer Mädchenlaune seine besten Patienten verlieren. Die Schneider, Schlosser sind mehr wert, als die vornehmen Herren, denn jene zahlen, diese aber nicht.

Der reiche Metzger Valentin Jiros begab sich aufgebracht zum Präsidenten des Gesangvereins.

„Wer ist es also, der sich mit meiner Tochter nicht in eine Reihe stellen will?“

Der Präsident beschwichtigte ihn so gut er konnte.

„Einige haben allerdings abgelehnt, doch liegt darin, bitte, durchaus keine beleidigende Absicht, nur aus Familiengründen. Man braucht deshalb nicht aufgebracht zu sein. Das Festkomitee hat schon für die Besetzung der leeren Plätze gesorgt. Bitte, nur ganz ruhig zu sein, alles wird in Ordnung gehen.“

„Es sei aber auch so,“ drohte der erzürnte Metzger, „denn sonst...“

Er sagte nicht, was sonst geschehen wird, aber der Präsident mußte, daß es sonst zu einem riesigen Skandal kommen wird. Der ganze Gesangverein schwebte in Gefahr.

Der Herr mit der Aktentasche

Von Alfred Polgar.

Die Kellner in diesem Wirtshaus sind flink. Aber wenn sie den Herrn mit der Aktentasche bedienen, sind sie noch flinker. Es ist ein elektrisches Feld von Fleiß, Tätigkeit, Energie um ihn, das Beschleunigung wirkt.

Seine Mahlzeiten sind eilig, er nimmt sie zu sich wie die Maschine ihren Heizstoff. Ein strenger Blick auf die Speisekarte: rasch sind Entschlüsse gefaßt, der Plan des Mittagessens bis ins letzte mit knappen Strichen entworfen, die nötigen Befehle erteilt, das Zeitungsblatt entfaltet.

Der Mann mit der Aktentasche muß im Kriege befohlen haben. Er hat etwas Unbedingtes in seinem Wesen, etwas Disziplinierendes, Imponierendes. Sein Blick greift an, die Schultern sind breit und wollen Verantwortung tragen. Die scharfe Grenze zwischen Haupthaar und Nackenwulst zeugt von starrer Führung. Zu Suppe, Fleisch und Süßspeise hat er die Beziehung eines Vorgesetzten zu Untergebenen. Sie dienen ihm — und doch nicht ihm, sondern der Kraft, deren Exponent er ist: der Kraft, die das Getriebe in Schwung hält, das Geschäft, die Produktion, die Rechnung, den Umsatz und Absatz, kurz: das Leben.

Er ist der strikte Gegensatz zu dem anderen Stammgast, ein bescheidener Untergebener seiner Mahlzeit, den vorgelegten Braten wie den Vorgesetzten empfängt, das Auge treu und stark auf ihn gerichtet, Messer und Gabel, faustumklammert, als ehrenbezeugende Schildwachen auf den Tisch gepflanzt.

Ich weiß nicht, ob der Herr mit der Aktentasche Geschäftsmann ist oder Rechtsanwalt oder Mädchenhändler oder Regisseur. Er ist jedenfalls ein Mann der Praxis, der zweckvollen Arbeit. Er kennt die Ziele und kennt die Wege, kein Zweifel niest in seiner Entschiedenheit. Er ist gesund, behaart, ökonomisch, Grundfassen treu. Er liest, zeiterparend, während des Essens und tut gewiß auch so während der den Stoffwechsel abschließenden Funktion. Er ist bestimmt nicht wehleidig und erzieht seine Kinder zu Soldaten des Lebens, tauglich für Fern- und Nahkampf. Sein Gemüt, täglich mit kaltem Wasser gewaschen, ist immun gegen Schnupfen. Er hat Zeit zu allem und niemals Zeit. Er besitzt einen gewöhnlichen Brustkasten, ein geordnetes Budget, eine feste Weltanschauung und eine Aktentasche.

Im Wiener Stundenhotel

Von P. u. d.

Hannerl heißt sie und ist bei einem Großkaufmann Köchin. Jung, hübsch, blond und zierlich ist sie. Deshalb gefiel sie auch einem Grünwarenhändler, der sie schon oft eingeladen hatte, sie hat, mitzukommen und vergnügt zu sein.

Hannerl wollte aber nicht...

Wieder ist ein heißer Sonntag und wieder begegnet dem Hannerl der Herr Grünwarenhändler Gröller auf dem Spazierweg, der gerne mit ihr spazieren gehen will und sie freundlich, sehr höflich, sehr aufmerksam auffordert, sich ihm, dem einlachen und verlassenen Manne, anzuschließen.

Er hat so lieb und dringend...

Da konnte natürlich das hübsche Hannerl, das auch einmal mit einem Manne spazieren gehen wollte, nicht widerstehen. Es nahm die Einladung an und ging mit Herrn Gröller, dem lebenswürdigen Nachbar an der Ecke, in den Wald, in eine Schenke, wo es leichten Wein und gute, warme Wirtshaus gab. Der Wein war gut und der Herr Gröller wurde lieb. Es spielte die Musik und es pfiff der Grünwarenhändler: „Ich kenne auf der Wieden ein kleines Hotel.“

Hannerl spürte den Wein und die sommerliche Luft, die heißen Worte und die siebrigen Hände des Mannes und ließ sich nicht in ein Hotel auf der Wieden führen, sondern in ein Abteilungsquartier in der inneren Stadt. Schmutziges und dumpfes Zimmer. Es roch nach schlechtem Bier und nach Menschen.

Hannerl liegt mit Herrn Gröller schon einige Stunden zusammen und erlebt der Wärme Seligkeit, als heftige Stöße die Tür erbeben lassen, und das Liebespaar aus allen Wolken werfen.

„Deffnen... sofort öffnen...!“

Polizei hielt Razzia!

„Weßen Sie sich bitte aus!“

Aber wie immer sich auch der Präsident abgequälte, er fand keinen Ausweg. Davon, daß das Festkomitee für neue Kranzjungfern sorgen werde, war keine Rede, das war nur ein leeres Versprechen. Aber auch das Fest ließ sich nicht aufschieben. Die ausübenden Mitglieder des Gesangvereins, die Bürger, Handwerker Kleinfabrikanten forderten laut: „Es muß abgehalten werden. Justament muß es abgehalten werden.“

Der Präsident sah die große Gefahr, hier konnte nur mehr ein Wunder helfen. Und dieses Wunder geschah auch. Drei Tage vor dem Feste verschwand die neue Seidenfahne. Ein unbekannter Täter hatte sie bei Nacht aus dem Vorzimmer des Präsidenten gestohlen.

Man hat nie erfahren, wer es gewesen ist.

Den Schaden hat der wackere Präsident wieder ersetzt, er hat aber ausbedungen, daß man für dieses Geld keine neue Fahne anfertigen lassen darf. Der Ramoser Gesangverein kann unter der alten Fahne noch lange mit Triumph wirken.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von L. Reuschka.)

Diese Aktentasche ist aus schwarzem Rindleder. Und wenn er sie so, ins Wirtshaus kommend, auf den Tisch wirft, ist es, als ob ein Krieger, Schlachtpauze machend, den blutberieselten Säbel, oder ein Gefängniswärter sein Schlüsselbund ablegt. Sie ist ein Würdezeichen, ein Inbegriff von ihres Besitzers Können, Dürfen und Müssen, eine zusammenfassende Chiffre seines Wandels. Gewiß, wenn der Teufel ihm erschiene, der Unerschrockene züchte sie dem Verführer und Bedroher entgegen — und dem heiligen Leber wiehe der Böse.

Wie sie so daliegt, neben Salzsaß und Broikorb, scheint sie drittes Symbol der Unterwerfung: das besiegte Leben reicht dem triumphierenden Menschen Brot, Salz und Aktentasche.

Ich weiß, daß man auch Spud und Wurst in ihr bergen kann, ein Nachhänd, Diebesbeute oder eine Flasche essigsaure Tomerde oder ein Geduldspiel. Aber die Aktentasche meines Wirtshausnachbarn ist solchen Leichtsinns nicht fähig. Sie nährt sich ausschließlich von Papier und würde sich erbrechen, wollte man ihr anderes zumuten. Schwielen erfüllter Pflicht, Kugeln nie rastender Anstrengung zieren die alte treue Haut.

Zwischen der Aktentasche und ihrem Herrn waltet das Gravitationsgesetz. Sie bindend, von ihr gebunden: so sind beide behütet vor dem Absturz ins Nichts und lönen, zweistimmig, in Bruderphären Wettgefang.

Der Mann hat sich eine Zigarre angezündet. Nun zieht Rauch aus dem Schornstein des Gebäudes, in dem nimmermüde geschaffen und gewerkt wird. Und wie er leht, die Aktentasche unter den Arm geklemmt, dasteht, dampfend, schwarz, unerschütterlich, weiß ich, was er ist.

Er ist die Schule. Er ist das Abiturium. Er ist die Kasse. Er ist der Richter, der die Gesellschaft vor den armen Sündern schützt. Er ist das Amt. Er ist das Büro. Er ist der Aufseher in der Katorta und der Mustersträfling in ihr. Er ist der Mann mit dem Stod, der die Kinder von der Wiege treibt. Er ist die Ordnung, die Pflicht, die genutzte Minute und die Nachrede am Grabe: „Die 17. Abteilung wird dem Dahingegangenen ein ehrendes Andenken bewahren.“ Er ist das tägliche Leben, dessen Rhythmus der Unmuskulischen alle Musik ersetzt.

Ich möchte aus seiner Haut eine Aktentasche haben.

„Meine Herren Beamten, es tut mir leid, aber ich kenne die Frau nicht, die sich mir vor einer Stunde auf der Straße angeboten hat und die ich mitnahm. Nicht geht die Angelegenheit nichts an!“ Sagts, zieht sich an und geht!

„Es ist nicht wahr, Herr Polizeibeamter, es ist nicht wahr, wir kennen uns schon lange, und wir sind erst spazieren gegangen und dann... dann... in... dieses... Hotel gegangen... D, es ist nicht wahr, ich habe den Herrn Gröller nicht auf der Straße angesprochen. Glauben Sie mir doch. Ich bin doch keine Dirne. D... bitte... glauben Sie mir...“

„Kennen wir, diese Redensarten, machen Sie sich fertig und gehen Sie mit aufs Revier.“

So endete Hannerls erstes Abenteuer.

Sie wurde aufs Revier geschleppt, gibt dort an, Köchin bei dem Großkaufmann zu sein und bittet, sie doch gehen zu lassen. Man läßt sie aber nicht gehen, sondern schießt sie ins Krankenhaus, weil sie verdächtig ist, krank zu sein.

Einige Tage darauf kommt ein Polizeibeamter zur Gnädigen und fragt, ob sie noch Wert darauf legt, eine Frauensperson, die im Hotel aufgegriffen und ins Krankenhaus gebracht wurde, als Köchin zu behalten.

„D... nein... lassen Sie dieses Frauenzimmer nur im Krankenhaus und stellen Sie es unter Kontrolle. Ich will mit so einer nichts zu tun haben. Sie kommt mir nicht ins Haus!“

Entrüstet schreit sie das dem zustimmend nickenden Beamten zu und schliefst mit hartem Knall die Türe.

Hannerl verliert die Stellung, ihren guten Namen und wird unter Kontrolle gestellt. —

So geschah in Wien im Jahre 1928 auf Grund von Polizeivorurteilen des Jahres 1888, die doppelte Moral polizeilich und gesetzlich sanktionieren —

Die Geschichte eines Elements

Von Dipl.-Ing. Dr. Arthur Hamm.

Vor 60 Jahren veröffentlichte in der Zeitschrift „Des Mondes“ Georges Leclanché die erste Beschreibung seines Salmiak-Elementes, das in der Herstellung von Elementen gewissermaßen Epoche gemacht hat. Damals bestand die ganze Elektrotechnik fast nur aus Telegraphie. Das Telephon war zwar wenige Jahre vorher von Philipp Reis erfunden worden, aber die Anwendung in der Praxis fand es erst über ein Jahrzehnt später. Auch die Dynamo-Maschine war bereits erfunden, aber von Anwendung noch weit entfernt. Der elektrische Strom, der damals gebraucht wurde, konnte lediglich in Elementen erzeugt werden. Daher war die Konstruktion eines neuen und sehr brauchbaren Elementes für die Elektrotechnik von größter Bedeutung. Das war das Leclanché-Element in der Tat. Es gab auch schon vorher Elemente wie das Bunsen- und das Chromsäure-Element, die sehr leistungsfähig waren, hohe Spannungen und auch verhältnismäßig große Stromstärken gaben, aber sie hielten nicht lange vor. Wenn der negative Pol, meistens ein Zinkzylinder, nicht schnell zerstört wurde, so starb das Element an der Polarisation. Dar-

unter versteht man den Vorgang, daß der bei der Zersetzung der Elementflüssigkeit gebildete Wasserstoff vom positiven Pol wandert und diesen mit einer Gashaut umgibt, wodurch der Pol gegen die Flüssigkeit mehr als gut isoliert wird. Damit hört natürlich der Stromfluß auf, und das Element ist erledigt. Hiergegen fand Leclanché ein vorzügliches Hilfsmittel, indem er den positiven Pol, einen Kohlestift, mit Braunstein umgab. Zwar waren schon vor ihm solche Versuche gemacht worden, aber mit geringem Erfolg, wohl teilweise, weil schlechtes Material verwendet wurde. Leclanché nahm einen vorzüglichen Naturbraunstein und hatte Erfolg. Das neue Element gab zwar nur etwa 1½ Volt Spannung, also ¼ Volt weniger als einige der schon bekannten, aber es hielt außerordentlich lange vor. Eine Erneuerung war erst nach Jahr und Tag nötig. Wenn man einen guten, kräftigen Zinkzylinder verwendete, hielt es fast beliebig lange Zeit. Damit war der Telegraphentechnik ein sehr guter Dienst erwiesen, denn bei den vielen kleinen Aemtern war die Ausmessung der Elemente schwierig und kostspielig. Deshalb führte sich das Salmiak-Element sehr schnell ein und hat zu seinem Teil dazu beigetragen, der elektrischen Telegraphie zu ihrem großen Aufschwung in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu verhelfen.

Die Diplomaten

Märchen von Maxim Gorki.

Auch heute noch, obgleich wir längst leistungsfähige Dynamo-Maschinen von riesigen Abmessungen haben, ist das Salmiak-Element ein technisch wichtiges Gerät. In häuslichen Klingelanlagen wurde es von jeher verwendet, da es sehr konstant ist, keine Gase abgibt und bei der geringen Beanspruchung einer solchen Klingelanlage lange Zeit hält. Dann kam die elektrische Taschenlampe auf, die wieder ein sehr leistungsfähiges Element von geringem Gewicht verlangte. Man hatte inzwischen gelernt, die lästige Flüssigkeit in den Salmiak-Elementen zu vermeiden, indem man die Lösung durch passende Zusätze zu einer Gallerte verdichtete und das ganze Element mit einer Vergußmasse abschloß. So entstanden die Trodenelemente, die natürlich für Taschenlampen das Gegebene waren, weil sie in jeder Lage Strom abgaben und nie irgendwelche Flüssigkeit ausfließen lassen konnten. Für diese Zwecke mußte das Element in einer Kleinheit hergestellt werden, an die man früher nicht gedacht hatte. Aber auch dafür erwies es sich als gut geeignet. Einen neuen Aufschwung, und zwar von bisher ungeahnter Maße, bekam aber die Industrie, als der Rundfunk sich ausbreitete. Zwar für die Heizung der Röhren war der Akkumulator schwer zu entbehren. Die hierfür zeitweilig verwendeten Trodenelemente größter Abmessungen konnten sich nicht recht einführen, weil ihr Betrieb zu kostspielig war. Aber als Anodenbatterie ist das Leclanché-Element auch heute noch fast unersetzlich. Die letzten Jahre haben uns zwar eine lebhafte Entwicklung der Neganschlüsse gebracht, die den Anodenstrom unmittelbar aus dem Lichtnetz entnehmen, aber die Fabrikation von Anodenbatterien ist dadurch nicht wesentlich beeinträchtigt worden. Die Erfahrungen, die man in der Herstellung kleiner Elemente bei Taschenlampenbatterien gemacht hatte, kamen der Herstellung der Anodenbatterien in vollem Maße zugute. Nachdem anfänglich mancher Schund auf den Markt gebracht worden war, ist man heute so weit, daß außerordentlich lagerfähige Elemente von guter Erholungsfähigkeit hergestellt werden können, die also in den Pausen zwischen der Benutzung, die ja recht lang sind, ihre ursprüngliche Spannung zum größten Teil wieder erlangen. Durch die Vereinigung der Hersteller von Anodenbatterien wird dafür gesorgt, daß die Verbrauchsbatterie dem Käufer eine Gewähr für Qualität bietet.

Wissenschaft und Forschung haben natürlich das ihrige getan, um das rein empirisch gefundene Leclanché-Element nach Möglichkeit zu verbessern. Für den Genius des Erfinders ist es aber kennzeichnend, daß erst jetzt, nach 60 Jahren, eine wirkliche Verbesserung — wenn man von der Einführung der Trodenelemente abliest — gefunden wurde. Diese besteht in dem Ersatz des Salmiaks (Chlor-Ammonium) durch eine Lösung von Chlor-Magnesium mit einem Zusatz von Magnesium-Chlorid, wodurch die Lebensdauer und Erholungsfähigkeit der kleinen Trodenelemente erheblich erhöht wurde. Im übrigen hat die Wissenschaft nur gezeigt, daß Leclanché instinktiv das Beste getroffen hat. So ist zum Beispiel der als positiver Pol verwendete feine künstliche Graphit weniger geeignet als der natürliche, obgleich er reiner ist. Ebenso ist künstlicher Braunstein trotz seiner großen Reinheit und Feinkörnigkeit weniger gut als natürlicher. Er wird nur zu dem natürlichen etwas zugefügt, in der Hauptsache wohl des Preises wegen. Aber sonst hat sich das Element in diesen 60 Jahren nicht verändert, und es wird so, wie es Leclanché geschaffen hat, wahrscheinlich noch viele Jahrzehnte der Technik und dem Publikum die großen Dienste leisten, die es bisher schon geleistet hat.

Männerquartett

Von Hans Reimann.

Neulich war ein Herr im Friseurladen, der sich die Haare schneiden ließ. Ich mußte warten und lauschte der Unterhaltung, die beide miteinander pflogen.

„Herr Weißflog“ wurde der Herr von meinem Barbier angeredet. Dann freilich schien es mir, als ob sich die zwei Herren duzten. Ja natürlich, ganz einwandfrei hatte ich vernommen, wie Herr Weißflog meinen Barbier mit „Karl“ apostrophierte, mein Barbier hingegen Herrn Weißflog wörtlich fragte: „Wie wars denn gestern abend? Hast du denn die Medaille errungen?“

Ich geriet ins Staunen. Um so mehr, als keine drei Sekunden später die Sprechenden ganz offiziell und feierlich per „Sie“ tonversetzten. Das Duzen und das Stezen wechselte. Bis zum Abschiednehmen.

Kaum hatte sich die Tür hinter Herrn Weißflog geschlossen, als ich mit unverhohlener Neugier meinen Barbier fragte, ob der Mann eigentlich ihn sieze oder duze.

„Ach“, versetzte der Barbier, „wissen Sie, mir sinn alte Bekannte. Erst da hamn mir uns selbstredend gestetzt, aber das ist dann ganz anders ausgeartet. Und jetzt duzen mir uns. Schon lange. Bloß in Gegenwart von Kundschaft, nich wahr, man weiß doch, was sich schiden tut, nich wahr... da sag ich immer Sie zu ihme. Und dann och, weil er diesen Monat im Warrideh auftritt.“

Warrideh bedeutet Varietee. Und zwar trat Herr Weißflog, wie ich eruierte, als Quartier eines Männergesangsquartetts auf.

Bald darauf hatte ich Gelegenheit, ihn nebst seinen drei Kollegen zu hören.

Es war die Nummer nach der Pause. „Weißflog-Quartett in ihren lebenden Liedern“, betitelte sie sich.

Der Vorhang raschelte hoch. Im grünen Richte lag die Bühne. Im Hintergrund ein gutgemeintes Rheintal, vorn rechts die hühe Fassade des Wirtshauses an der Bahn.

Unschätzbare Gesang teilte uns mit, daß das Wandern mindestens des Müllers-Lust sei. Woran ich kaum gezweifelt hatte.

Wenn ich nicht fehlgehe, sangen die vier Brüder zunächst einmal ins Unreine.

Dann betraten sie die Bühne. Trotz seiner Vermummung erkannte ich Herrn Weißflog sofort wieder. Er sang Baß, wo nicht gar Baßbasso. Auf dem Haupte trug er einen grauen Blaser von überlebensgroßen Dimensionen.

Seine Kollegen zitierten in Mezzo, Sopran und Bariton. Der Sopran sah aus wie ein abgebrochener Schiffschiff Offizier. Er hatte etwas außerordentlich Pensioniertes an sich.

Der Mezzo trug rotgefärbte Buzen, schwarze Gamaschen und einen satigen Bauch.

Der Tenor wirkte wie ein veredelter Zwirn (aus Neitrons „Quampacivagabundes“). Man hatte ihm mit vielen Fleiß einen Schneiderbart beigebracht, trotzdem gab er kund, daß er gesonnen sei, zum Rhein, zum deutschen Rhein zu ziehen.

Da aber öffnete sich die Tür des Wirtshauses, und heraus trat eine junge Dame mit Humpen voller Lebenssaft. Inzwischen hatte sich der Himmel aufgehellt und eitel Sonnenlicht brach hernieder.

„Schäplein, schenk ein!“ trällerten die Sänger. „Was kanns im Leben Schöneres geben als ein Mädel beim Wein?“ Ohne merklige Ueberleitung gaukelten die vier wackeren Männer in das Lied, „Wem Gott will rechte Günst erweisen“ hinüber, bis mit einem Male dunkelrotes Licht über die Bühne

Auf einer Seite der Erde wohnten die Kusmitsche, auf der anderen die Lufitsche, und dazwischen floß ein Strom.

Die Erde ist ja leider nur eng und die Menschen sind habgierig und neidisch; um jeden Quark gibt es gleich Schlägerei unter den Leuten. Es muß nur jemand etwas nicht in den Kram passen, sofort wird Hurra gebrüllt und der andere bekommt eins aufs Maul! Dann geht die Prügelei los, sie besiegen sich gegenseitig und schließlich soll Gewinn und Verlust ausgerechnet werden. Sie rechnen und rechnen, aber, so wunderbar es auch ist, — denn sie glauben doch, sie haben sich gut geschlagen, immer fest drauf, — es stellt sich heraus, sie haben nur Schaden an der Sache.

Die Kusmitsche grübeln nach: „Solch Kerl, solch Lufitsch, ist höchstens seine sieben Kopfen wert; aber ihn kalt machen, kostet uns einen Kubel sechzig. Was heißt das?“

Auch die Lufitsche überlegen: „Ein lebendiger Kusmitsch ist doch noch genauster Tage nicht einen Groschen wert, und jetzt macht es neunzig Kopfen, ihn umzubringen!“

„Was soll denn das heißen?“

Und aus lauter Angst voreinander beschließen sie: „Wir müssen viel besser küssen, dann geht der Krieg schneller und das Totschlagen wird billiger!“

Aber die ehrbare Kaufmannschaft bei ihnen haut sich die Taschen voll und schreit: „Söhne des Landes! Auf, schützt das Vaterland! Das Vaterland darf hohe Opfer verlangen!“

Sie rüsteten ungeheuerlich, wählten den passenden Augenblick und dann gings los — sich gegenseitig auszurotten!

Sie kämpften, kämpften, besiegten sich gegenseitig, räuber-ten, — endlich soll wieder Gewinn und Verlust ausgerechnet werden. Aber es ist wirklich zum Tollwerden!

„Ja, da muß doch aber“ — sagen die Kusmitsche — „bei uns etwas nicht in Ordnung sein! Neulich konnten wir noch einen Lufitsch für einen Kubel sechzig totmachen, und jetzt kommt uns der Umgebrachte auf sechzig Kubel das Stück!“

Trübselig sitzen sie da! Aber den Lufitschen ist auch nicht lächerlich zu Mut. „Zuile Sache! Soviel Geld kostet der Krieg! Die ganze Geschichte kann einem zum Halse herauswachsen.“

Sie haben aber die Schädel und beschließen: „Wißt Ihr, wir müssen eben die Mordwaffentechnik weiter vervollkommen!“

Aber die ehrbare Kaufmannschaft bei ihnen haut sich die Taschen voll und brüllt: „Söhne des Landes! Das Vaterland ist in Gefahr! Und in aller Stille treiben sie die Preise für das Schußzeug höher und höher! —

Also die Lufitsche und Kusmitsche vervollkommen die Mordwaffentechnik, besiegten sich gegenseitig, räuber-ten und machten sich dann daran, Gewinn und Verlust auszu-rechnen: es ist wieder rein zum Heulen!

Ein lebendiger Mensch hat doch überhaupt keinen Wert und dabei wird es immer teurer, einen totzumachen!

In friedlichen Tagen jammernten sie sich gegenseitig vor: „Die Sache wird noch unser Ruin!“ sagen die Lufitsche. — „Auf den Hund kommen wir dabei,“ stimmen die Kusmitsche zu.

Aber als dann mal irgendwo eine Ente im Wasser falsch untergetaucht war, ging die Prügelei doch wieder los.

Aber die ehrbare Kaufmannschaft bei ihnen haut sich die Taschen voll und jammert: „Es ist ein wahres Elend mit dem blöden Geld! Man kann noch so viel zusammenscharren und hat doch nie genug!“

Sieben Jahre lang führten die Kusmitsche mit den Lufitschen Krieg, schlugen aufeinander los wie die Wilden, zerstör-ten sich die Städte, brannten alles nieder, — sogar fünfjährige Kinder mußten schon Maschinengewehre bedienen. Schließlich kam es so weit, daß manche nur noch ihr Schußzeug hatten, an-

deren blieb überhaupt nichts — nur die Halshinden. Splitters-nackt liefen die Heldenvölker herum.

Sie besiegten sich gegenseitig, räuberten, — dann ging es daran, Gewinn und Verlust auszurechnen: alle beide waren sie da wie vor den Kopf geschlagen.

Sie plinkten mit den Augen und brummen: „Kinder, Kinder! Aee, wißt ihr, das Mordshandwerk wird denn doch wohl zu viel für unsern Geldbeutel! Seht ihr, jetzt kostet uns jeder tolgemachte Kusmitsch schon rund hundert Kubel. Nein, wir müssen die Sache doch anders machen.“

Sie hielten Rat, und dann zog die ganze Gesellschaft hinaus an den Fluß. Am andern Ufer steht schon der Feind die ganze Herde. Natürlich herrscht erst Verlegenheit, sie gucken sich an und schämen sich ein bißchen. Ein Weischen drücken sie sich so herum, dann rufen sie hinüber:

„Was wollt Ihr denn?“

„Wir — gar nichts! Und Ihr?“

„Wir auch nichts!“

„Wir sind nur so gekommen, den Fluß anzusehen...“

„Wir auch...“

Sie stehen da, trazen sich, die einen schämen sich, die andern seufzen vor sich hin.

Dann rufen sie wieder: „Habt Ihr Diplomaten?“

„Jawohl! Und Ihr?“

„Wir auch...“

„Aha! Seht Ihr wohl!“

„Na — was meint Ihr?“

„Ja, schließlich uns ist es recht!“

„Und wir... Ja, wir auch...“

Sie hatten sich verstanden, erkaufte ihre Diplomaten im Fluß, und dann fingen sie an, ganz verständig zu reden:

„Wißt Ihr, weshalb wir hergekommen sind?“

„Das können wir uns denken!“

„Aho, weshalb?“

„Ihr wollt Euch mit uns vertragen.“

Die Kusmitsche wundern sich.

„Wie habt Ihr das nur so raten können?“

Da grinsen die Lufitsche und sagen:

„Ja, wir sind ja selbst deshalb da! Solch ein Krieg ist doch schrecklich teuer.“

„Ja, das ist wirklich wahr!“

„Wißt Ihr, Ihr seid zwar Gauner, aber na, wir wollen doch Frieden halten, ja?“

„Eigentlich seid Ihr auch Spitzbuben, aber es soll uns schon recht sein!“

„Also wir wollen fortan in Freundschaft leben — weiß der Himmel, es wird billiger sein!“

„Gut, abgemacht!“

Da wurden sie alle vergnügt. Sie tanzten und sprangen wie die Vermüdeten, zündeten Feuer an, machten sich gegenseitig die Mädel abspenstig, stehlen die Pferde, fallen sich in die Arme und grinsen: „Ach, Brüderherzen, es ist doch schön so, nicht? Eigent-lich seid Ihr ja, sozusagen, Ihr Bande...“

Und die Kusmitsche antworten:

„Ihr lieben Leuten, wir sind alle ein Herz und eine Seele. Ihr Kerle seid ja natürlich, eigentlich... na, Ihr wißt schon, was... na, es ist schon gut!“

Seit der Zeit leben die Kusmitsche und Lufitsche ruhig und friedlich. Das Kriegshandwerk haben sie ganz an den Nagel ge-hängt, und sie beräubern sich gegenseitig mißachtend gut bürgerlich.

Ja, und die ehrbare Kaufmannschaft. Nun, die lebet, wie immer, nach dem Gebote Gottes.



Rekordversuch eines deutschen Jungfliegers

Der 22jährige Jungflieger Freiherr von König-Wachhausen (links) wird in diesen Tagen in einem 20-Perdestärken-Klemm-Daimler-Sportflugzeug zu einem Non-Stop-Flug von Berlin nach Moskau starten. Das Gelingen dieses Fluges würde den bestehenden Weltrekord um fast 200 Kilometer verbessern. Von Moskau soll der Flug über Charkow—Kostrow—Amariv—Wadikawlas nach Teheran fortgesetzt und damit die Flugstrecke um weitere 4600 Kilometer verlängert werden.

ergossen wurde, was zur Folge hatte, daß nunmehr die „Lore-ley“ angetrimmt wurde, die Heine bestimmt nicht gedichtet hätte, wenn er von der nachmaligen Existenz des Herrn Weißflog eine Ahnung gehabt haben würde.

Herr Weißflog wackelte nämlich immerzu mit der Stimme, um der Bewegung seines Rufens Ausdruck zu verleihen. Dann zog der Schiffschiff Offizier eine niedliche Pfeife und gab den guten Ton in allen Lebenslagen an. Dank der Bemühung

Weißflogs hatte sich die ganze Geschichte um eine Etage ver-schoben.

Es wurde gewissermaßen im Keller gesungen. Sei, wie legten sich die vier Gesellen ins Zeug hinein! Nach der Heimat wollten sie wieder, schrien sie, und ich wun-derbe mich über die Bankelmittigkeit des deutschen, von einem Quartett verkörperten Nationalgemüts.

Der abgebrochene Sopran, der bis dato zu kurz gekommen war, strengte sich besonders an. Er kirilerte wie unsere Gas-lampe, wenn sie am Erlöschen ist.

Er ließ es an nichts fehlen.

Er tat sein Möglichstes.

Er strengte sich ordentlich an.

Er legte Feuerreifer an den Tag.

Die übrigen drei sangen leiser und leiser. Man heißt das Piano. Auch der Sopran suchte piano zu werden. Leider ge-riet er in eine andere Tonart.

Er probierte hin und her.

Er verlor die Geduld nicht.

Er experimentierte.

Er zeigte deutlich die gute Absicht, mit seinem Gesang ins rechte Gleis zu schlüpfen.

Aber es war vergebliche Mühe.

Er stütete mit unglücklichem Diebstahl daneben.

Er hatte den Zusammenhang verloren und irrte quer durch die Töne.

Er erlitt ein klägliches Fiasko.

Infolgedessen wurde die Bühne abermals heiß, und nun sangen die wohlvorbereiteten Kollegen ganz schrecklich laut.

Sie pumpten die Lungen voll.

Sie raderten sich ab, die Scharte des Tenors auszuweken.

Sie wehten, daß die Funken sprühten.

Der Raum barst vor biden Tönen.

Und auf einmal wars aus. Frenetischer Beifall lohnte den lebenden Liedermännern.

Ein dreiaugiges Vorwelt-Ungeheuer

Das Skelett eines dreiaugigen Mesosaurus, eines vorge-schichtlichen Ungeheuers, das vor einer oder zwei Millionen Jahre lebte, ist vor einiger Zeit in einem Steinbruch zu Harburg ge-funden worden. Das Skelett, das jetzt im Londoner Natur-geschichtlichen Museum ausgestellt ist, wurde von Professor W. K. Swinton wissenschaftlich untersucht. Die besondere Selten-heit dieses Fossils liegt darin, daß der Kopf noch erhalten ist. Der Kopf ist dreieckig und hat an der Spitze des Schädels ein drittes Auge. Alle Zähne sind noch in den Kiefern. Die Länge des Skeletts beträgt 16 Fuß. Der Mesosaurus gehört zu der Schenfamille und lebte wie ein Fisch. Er hatte einen langen Hals, kurzen Schwanz und vier Flossen. Das Fossil muß zu einer Zeit gelebt haben, als England noch vom Meer überflutet war oder als vielleicht sein Mittelpunkt eine Küste bildete, auf die das Reptil hinaustrat, um zu sterben.

Das internationale Arbeiterparlament

Bilder von der Eröffnungssitzung in Brüssel.

Ein halbes Tausend Männer und Frauen füllen den langgestreckten Festsaal des Brüsseler Volkshauses, der zum Gedröhn voll ist. Der zum erstenmal einer solchen internationalen Tagung beizohnt, ist zunächst verwirrt von der Verschiedenartigkeit der Laute, die an sein Ohr dringen, und leicht ermüdet von der Schwermüdigkeit eines Apparats, der verlangt, daß alles, von der längsten Rede bis zum witzigsten Zwischenruf, in andere Sprachen überföhrt wird. Aber nach kurzem wird man gewahrt, daß Ordnung in der Buntheit herrscht, daß die fremden Zungen zu lauter guten Freunden sprechen, daß die meisten einander von gemeinsamen Kämpfen und Konferenzen längst kennen. Das Arbeiterheim in Brüssel, das jetzt so vielen Nationen Unterkunft gewährt, ist in des Wortes schönster Bedeutung international geworden.

Viele von den Gestalten sind uns wohl bekannt. Bei der österreichischen Delegation: Seiz, Renner, Bauer, Skaret, Ellenbogen, Danneberg, Deutsch und viele andere. Auch unter den Reichsdeutschen gibt es eine Menge guter Bekannter, desgleichen unter den Vertretern der Tschechoslowakei. Und noch einen zählt Österreich stolz zu seinen besten Bekannten: Fritz Adler, den unermüdeten internationalen Sekretär, die Seele des Kongresses und die Seele der Internationale.

Artur Henderson.

Oben, auf dem Podium, der Mann mit dem breiten Lächeln und der Zurückhaltung des Diplomaten, vom Kopf bis zum Fuß gepflegt und selbstbewußt, wie nur ein Engländer es vermag, immer gleichzeitig gutmütig und befehlend: das ist Artur Henderson, der Vorsitzende der Sozialistischen Arbeiter-Internationale und vor wenigen Jahren in der britischen Arbeiterregierung Englands Innenminister. Vor wenigen Wochen erst hat er im Kreise seiner Freunde das fünfundsanzigjährige Abgerundetenjubiläum gefeiert. Mit seinem praktischen Verstand, der überall nach dem Rechten sieht, hat er aus Hunderten kleinen Gewerkschaften und unscheinbaren politischen Vereinen der Arbeiter und des Fortschritts die britische Arbeiterpartei aufgebaut und zu ihrer heutigen Größe geführt. Dabei ist er ein bibelgläubiger frommer Mann, der in seiner Methodistenkirche, die jedermann erlaubt, auf die Kanzel zu steigen, selbst Laienpredigten gehalten hat. Er ist seit vielen Jahren Abstinenz und zählt in der englischen Arbeiterbewegung, die so viel Verständnis und Vorliebe für die persönliche Eigenart ihrer Führer hat, als „Onkel Artur“ zu den bekanntesten Gestalten.

Emile Vandervelde.

Der Mann an seiner Seite, der eigentliche Gastgeber des Kongresses, ist aus anderm Holz. Emile Vandervelde, häßlich und einnehmend zugleich, fähig in seiner Kleidung und würdig in seinem Auftreten, von weitansgreifender Größe in seinen Reden, beherrscht trotz seiner Schwerhörigkeit jede Beratung. In seinem Wesen verbinden sich die Grundzüge der Volkstümlichkeit seines Landes: er hat die ritterliche Liebessmüdigkeit, die gesellschaftliche Gewandtheit, den rednerischen Schliff des Romanen, aber auch die Gründlichkeit und Ausdauer des Flamen. Als er, der belgische Außenminister, vor drei Jahren bei der Diplomatenzusammenkunft in Locarno es hündig ablehnte, mit Mussolini, dem Arbeitermörder, in persönliche Berührung zu treten, hat ihm dieser Männerstolz vor Diplomatenzeremoniell den Haß der Dunkelmänner und die Verehrung aller aufrechten Menschen eingetragen. Zum letztenmal war Emile Vandervelde im April des vorigen Jahres in Wien. Auch damals als Minister in offizieller Mission. Er hat es dennoch nicht unterlassen, den Wiener Arbeitern einen Besuch abzustatten. Im Bebel-Hof, dessen riesenvierdehnter Raum für prächtige Versammlungen bietet, sprach er zu den vielen Bewohnern des Hauses, die sich alle unten eingefunden hatten: „Ich bin zu anderm Zweck nach Wien gekommen. Meine Regierung hat mich zur Beethoven-Feier delegiert. Aber für mich wäre dieses Fest nicht vollkommen, nicht wirklich festlich gewesen, wenn ich nicht zu euch gekommen wäre, zu den Wiener Arbeitern.“ Die Wiener Arbeiter, die ihn hörten, und deren Herz er gewann, haben verstanden, warum ihn die Belgischen „le patron“ nennen. Unseren Allen!

Louis de Broderre.

Ein zweiter Belgier. Breit und mächtig in seiner äußeren Erscheinung, mit dem grau melierten Vollbart des Professors. In der Tat, dieser Politiker und Soziologe war ursprünglich Philosoph und Mathematiker: vielleicht hat er davon die zwingende Logik seiner Beweisführung. Er ist der beliebteste Lehrer bei den Schülern der belgischen Arbeiterhochschule und der gefährlichste Gegner der bürgerlichen Diplomatie in Genf. Ein Mann des Denkens und der Tat zugleich, höflich in seinen Worten und unerbittlich in dem, was er einmal als richtig erkannt hat, ein Meister der Taktik und der glänzend geschliffenen, aber zugleich warmherzigen Rede — das alles ist Louis de Broderre. Es ist nicht leicht, ihm nahe zu kommen, trotzdem sich keiner seiner Persönlichkeit entziehen kann. Er gehört zu den besten Köpfen des Völkerbundes, zu den stärksten geistigen Kräften der Internationale.

Alexander Bracke.

Mitten unter den Franzosen sitzt ein grauhaariger Mann. Er blickt etwas schief auf sein Briefpapier, dem er gerade eine schwierige Uebersetzung anvertraut. Seine ausgezeichneten Kenntnisse der deutschen Sprache werden immer wieder in Anspruch genommen. Wenn Alexander Bracke, der Universitätsprofessor der griechischen Sprache und Abgeordnete eines Arbeiterbezirks, der Freund aller Großen in der alten Internationale, der Mann, der so gern lospostert und dabei der wärmste Mensch ist, seinen Freunden daheim in Paris eine politische Gardinenpredigt hält, so horchen gerade die Jungen auf sein Wort. Denn er ist das Gewissen und das Herz der französischen Arbeiterpartei.

Leon Blum.

Ihr Kopf ist Leon Blum. Als nach Jean Jaures, sein Lehrer und Meister, die französischen Arbeiter führte, blieb der damals junge Mann dem politischen Leben fern, ein Literat und Intellektueller, der geistreich über Kunst und Theater, über Moral und Ehe schrieb. Als aber Jaures am Vorabend des Krieges von einem verheerenden Nationalisten — Vilain hieß der Mann, zu deutsch Schurke! — meuchlings erschossen wurde, hat Leon Blum das Erbe des Lehrers angetreten und ist heute der unbestrittenste Führer der französischen sozialistischen Partei. Mit seiner weichen, wandlungsfähigen Stimme, die seinem Scharfsinn so wohlklingenden Klang gibt, zählt er zu den besten Rednern der französischen Kammer, dieses an rednerischen Begabungen so überreichen Parlaments. Er ist der unentwegte Verfechter der Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland und hat erst jüngst, als das Deutsche Sängerefest in Wien in der französischen Presse zu erregten Angriffen gegen den Anschluß führte, Worte

warmen Verständnisses für die deutschen und österreichischen Republikaner gefunden, deren Recht es ist, zueinander zu stehen.

Filippo Turati.

Im Saale weilt noch ein anderer. Einer, der Märtyrer wurde, ohne gekreuzigt zu sein. Fern von der Heimat, als gebrochener alter Mann, der sein Leben lang für Recht und Freiheit gekämpft hat, muß er erdulden, daß diese Heimat besudelt wird durch Knechtschaft und Verbrechen. Filippo Turati ist es, der Todfeind des Faschismus.

Man muß ihn gesehen haben, gehört, wie dieser Italiener in seiner Blut selbst mit französischen Worten den Menschen das Schluchzen in die Kehle treibt, um die Tragik solchen Emigranten schicksals zu ermessen. Mit scharfer Ehrfurcht begegnen ihm die italienischen Arbeiter führte, die Masse zu vorfichtiger Mäßigung ergoß, jetzt, im Exil, brennt sein Herz danach, loszuschlagen.

Worte werden wieder lebendig, die er vor vier Jahren sprach, als seinen Jünger, Giacomo Matteotti, die Dolchstöße der faschistischen Mörder trafen. Damals, bei der Trauerfeier in der Aula des blutbesudelten römischen Parlaments, sagte er: „Ach, daß der Mord ihn traf, den Jungen, den Starken, der gerüstet war mit allen Waffen des Gedankens, ihn, den Kühnen, dieses Kind, mit den Augen voller Güte — daß der Mord ihn traf,

das war nicht nötig. Dieser Ueberrest, der heute zu euch spricht, der sein Leben nunmehr ganz gelebt hat, und glücklich gewesen wäre, seinen Winter herzugeben, um den herrlichen Frühling unseres Besten zu erhalten, empfindet Bitternis, ich möchte sagen Gewissensbisse, ihn nicht besser bewacht zu haben. Lassen Sie mich schließen, ehe mir das Schluchzen die Stimme nimmt...“

So ist Turati. Grauhaarig und gebrochen, und dennoch ein Jüngling an Leidenschaft, selbst ein Emig-Jünger mit ungebrochener Seele. Aus dem furchigen Gesicht leuchten zwei Augen einer besseren Zukunft entgegen. Wie die Arbeiterklasse, deren Leid er trägt.

Auf seinem Tische liegen rote Blumen. Die Bewohner des Matteotti-Hofes in Wien haben sie ihm geschickt, mit einem Briefe und Bildern ihres Hauses: ein roter Gruß aus dem roten Wien, der viel Aufsehen und Nahrung erregt hat. Das Begleitschreiben lautet:

An Filippo Turati.

Die 34 Parteien des von der sozialistischen Gemeinde Wien errichteten Matteotti-Hofes in treuem Gedenken an den toten Märtyrer der Arbeiterschaft, seinem lebenden Freund, dem Führer des heldenhaften italienischen Proletariats.

Es lebe die internationale Solidarität!

Die Vertrauensleute des Matteotti-Hofes.

Und nun erhebt sich Henderson. Der Internationale Kongress ist eröffnet.

(Wiener Arbeiterzeitung.)

Der Stiefbrief auf dem Reiseloffer

Die Geheimzeichen der auf Trinkgeld Angelegenen. — Die verräterischen Kreidestriche. — „Zinken“ auch auf den Stiefelsohlen. — Indiskrete Gepäckstücke. — „Geimete“ Holzseifens.

Seit vielen Jahrzehnten ist man bemüht, die alte Anstie des Trinkgeldgebens abzuschaffen. Aber auch dort, wo ausdrücklich „Trinkgeld einbezogen“ vereinbart worden ist, erwartet der Hausdiener, der Kellner, die Zimmermädchen und natürlich auch der Portier oft genug, daß man ihre besondere Liebesswürdigkeit mit klingender Münze anerkennt. Reisende, die das Ausland besuchen, werden außerdem häufig Gelegenheit haben, in Hotels zu wohnen, in denen das Trinkgeld noch nicht abgelöst ist. Wer sich in solchen Gasthäusern aufhält, wird oft darüber erstaunt sein, wie zutreffend ihn die Angestellten einschätzen; pflegt er nämlich viel Trinkgeld zu geben, so wissen es die Kellner und Hausdiener schon vorher und behandeln ihn dementsprechend gut. Das Personal hat den Charakter des Gastbesuchers an den Koffern und sogar an den Schuhen erkannt. Kleine Kreidestriche auf der Kofferhülle, sogenannte „Zinken“, verraten nicht nur, wie freigebig der Gast ist, sie teilen auch mit, ob er etwas vom Reisen versteht oder als Neuling im Hotelleben angesehen werden muß. Wer einen kleinen Viertelreis in der linken oberen Ecke seines Reiseloffers endenkt, erblickt damit die sachmännische Bescheinigung darüber, daß er noch Anfänger in der Kunst des Reisens ist, alle Hotelangelegenheiten werden sich bemühen, ihn zu erziehen, indem sie auf ein zu kleines Trinkgeld mit einem recht zurückhaltenden und eifrig klingenden „Danke“ antworten. Ein senkrechter Strich, der an beiden Seiten des Kofferschlosses zu finden ist, sichert dem Kofferbesitzer gute Bedienung, da er ihn als freigebig verrät. Bemerkte man dagegen einen wagerechten Strich in der rechten oberen Ecke des Koffers, so kann man unaufmerksamere Bedienung gewiß sein, denn das Personal weiß nun, daß es selbst bei größter Liebesswürdigkeit auf keine Vergütung rechnen kann. Solchen geschworenen Trinkgeldfeinden kann es gelegentlich passieren, daß ihnen der Hotelfellner beim Mittagessen „aus Versehen“ die Suppe über die Kleider gießt.

Alle diese Zeichen, die natürlich noch weit zahlreicher sind, sind international bekannt. Wer sich vor einem solchen Stiefbrief zu schützen sucht, indem er alle verdächtigen Merkmale auf seinem Koffer beseitigt, wird meist nicht darauf achten, daß der Hausdiener auch seine Schuhsohlen mit entsprechenden Merkmalen versehen hat. Es kann ihm geschehen, daß der Stiefelputzer im nächsten Hotel die Schuhe mit einer unbrauchbaren Wäsche behandelt, und natürlich ist das Schuhwerk gerade dann nicht auffindbar, wenn der Gast am frühen Morgen abreisen will. Es gibt eben ein geheimes, ungeschriebenes Straßengesetzbuch der Hotelangestellten, dessen Paragraphen gegen die Trinkgeldfeinde gerichtet sind. Aber auch die Reisenden, die stolz auf viele bunte Zettel sind, aus denen hervorgeht, daß ihr Koffer in Lugano oder in Nizza, in nordischen Bädern oder gar in Tunis gewesen ist, haben nicht immer viel Freude an ihren Hotelticketts. Jedes Zimmermädchen weiß zwar, daß solche weitgereisten Gäste im Allgemeinen mit dem Trinkgeld nicht zu sparen pflegen; sind aber die Zettel allzu reichlich mit Leim versehen, so schadet das nicht nur dem Leder des Koffers, es teilt dem Hotelpersonal auch mit, daß der Reisende knauserig ist. Es ist auch schon vorgekommen, daß ärgerliche Hotelportiers bei solchen Trinkgeldfeinden den Leim mit

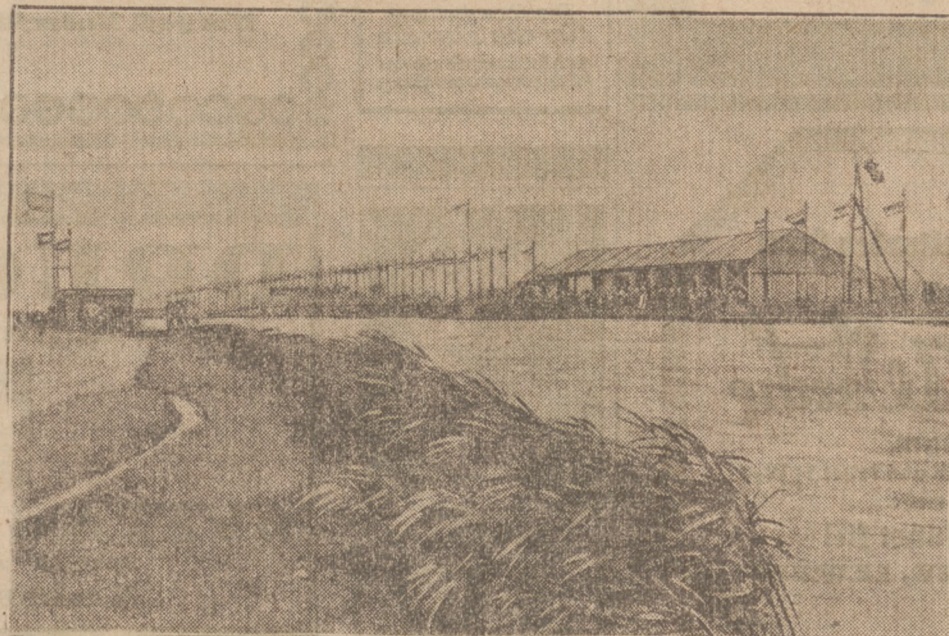
Schwefelsäure verätzt haben, so daß das Leder verdorben wurde. Also eine doppelte Strafe für jene Leute, die stets vor allen Mitreisenden damit prahlen müssen, daß sie gemächlich nur in den Luxushotels der entferntesten ausländischen Badeorte absteigen!

In früheren Zeiten pflegten die Regierungen verschiedene Arten von Reisepässen auszugeben. Der Reisende, der völlig unbekannt in ein fremdes Land gelangte, wunderte sich dann, daß auch dort die Polizei sofort wußte, zu welcher politischen Partei er gehöre, ob er reich oder arm sei, in Geschäften oder zu seinem Vergnügen reise. Das Polizeibüro erkannte die Gesinnung und die Geldverhältnisse dieses Mannes an dem Papier seines Reisepasses, an der Farbe des Umschlages, an anderen Geheimzeichen, und auch der Hotelwirt, dem ja die Legitimationspapiere ebenfalls vorgelegt werden mußten, war gewöhnlich wenigstens über einen Teil der geheimen Merkmale unterrichtet. Heute sind diese Erkennungszeichen von den Pässen verschwunden, doch zuweilen noch an Reisegepäck zu finden. An manchen Koffern ist in den Umrisen eine Spielkarte ausgezeichnet, und das Hotelpersonal weiß nun, daß der Besitzer dieses Gepäcks nur dann freigebig ist, wenn er im Spiel, dem er leidenschaftlich ergeben ist, gewonnen hat; gerät er jedoch in Verlust, so verläßt er, beim Kellner oder Zimmermädchen zu borgen. Weit gefährlicher ist der Koffervermerk „J. Br.“, der aus der Gaunersprache stammt und „Im Bruch“ bedeutet. Aus einem solchen Zeichen kann man schließen, daß der Reisende meist über kein Geld verfügt und unter Umständen auf Zechrellerei ausgeht. Stets wird der Hotelwirt von einem solchen Mann die Zimmermiete im voraus verlangen. Bei dem Personal sind diese Gäste, die sich durch reichliche Trinkgelder den Anschein vornehmer Leute geben wollen, nicht unbekannt; der Hausdiener zieht sie dem Reisenden vor, dessen Koffer in einer Ecke ein Dreieck mit einem kleinen Kreuz aufweist. Dem von einem solchen Mann weiß er, daß er fürchtbar anspruchsvoll ist, aber die Dienstleistungen nur recht mäßig bezahlt. Noch schlimmer ist freilich eine Schlangenlinie auf dem Gepäck, denn dann hat der Hausdiener nur eine Zigarette oder Zigarette zu erwarten, und es kommt auch vor, daß solche Reisende ihre Rechnung bezahlen und das Gepäck dann durch einen Träger abholen lassen, um das Trinkgeld zu sparen.

Die Musik der Insekten

Wenn es den Insekten gelingen würde, die Spezialisierung, die ihrem Musizieren anhaftet, zu überwinden, so würden sie wenigstens so schön wie die Vögel singen.“ So sagt H. A. Mard in der amerikanischen Zeitschrift „Science“ das Resultat seiner Untersuchungen über die hervorragende musikalische Technik, die den größeren Zikaden eignet, zusammen. Es gibt eine wunderbare Spezialisierung in der Vokalmusik der Vögel. Eine gleiche kann man auch bei den musizierenden Insekten beobachten. Hier findet man vor allem die Instrumentalmusiker vertreten: mikroskopisch kleine Zähne werden von einer vorbestrichenden Schneide bearbeitet. Dieses primitive Xylophon bietet eine Reihe von Möglichkeiten. Es kann Zähne von verschiedener Größe und

Olympiade zu Wasser



Der Slotenkanal, auf dem die Ruderkämpfe ausgetragen werden.



Der Japaner Tsuruta, der sich als einer der schnellsten Schwimmer der Olympiade zeigte.

verschiedenem Zwischenraum aufweisen wie bei einigen musizierenden Ameisen und Käfern, oder es kann mehr als eine Zeile bei einem Insekt vorhanden sein. Außerdem können diese Instrumente zur Tonerzeugung verschieden benutzt werden, um eine große Mannigfaltigkeit der Töne und Noten hervorzurufen: hier ist die Technik im Spiele, die bei den Musikünstlern der Menschenwelt eine so große Rolle spielt. Während nun die Grillen scheinbar einen besonderen Wert auf die Ausbildung der Tonart ihrer Musik legen, haben die Zikaden, die hier vollkommen versagen, ihren Vorzug in der Ausbildung der Technik. Ja, es gibt hier größere Zikadenarten, die man als Pioniere in ihrer Kunst bezeichnen kann. Wenn es einem Insekt gelingen würde, die Tonart der Grille mit der Technik der Zikade zu verbinden, so würde ein Insektenkünstler entstehen, dessen Musik mit der der Vögel in einen aussichtsreichen Wettkampf treten könnte.

Die allgemein verbreitete Technik der Tonerzeugung bei den Grillen wie bei den Zikaden besteht darin, daß ein Schaber über eine musizierende Zeile ein- oder mehrmals gezogen wird, um einen Ton hervorzubringen. Bei dem einfachen Zirpen der Grille oder dem unterbrochenen manchen Zikaden wird der Ton durch ein ziemlich schnelles Vor- und Rückwärtsbewegen hervorgerufen. Bei dieser Handlung werden alle Zähne der Zeile gleichzeitig benutzt. Die großen Zikadenarten verstehen es aber, über diese primitive Art weit hinauszugehen und eine langsame Folge von 30 bis 40 Zirptönen hervorzubringen, indem sie spezielle Zähne oder auch manchmal über zwei oder mehrere hingelen. Das schabende Organ wird langsam und mit großer Präzision über die bestimmten Zähne hingeführt, in einer allmählich die Flügel schließenden Bewegung wird eine lange Aufeinanderfolge von jenen Zirptönen hervorgerufen, die für den typischen „Gesang“ dieser Arten charakteristisch ist. Eine Zählung der Zähne der Zeile ergibt, einschließlich der wenig entwickelten am Ende, 55 bis 60 Zähne auf einer Länge von etwa einem Sechstel Zoll. Die Zikade benützt nun diese Zähne nicht nur so, daß sie bei einer Serie von 30 bis 40 Zirptönen immer je einen der entwickelten Zähne streift, sondern sie bringt auch ein intermittierendes Zirpen hervor, indem sie alle Zähne mit einem schnellen Zug des Schabers trifft. Es erweckt die höchste Bewunderung, wie diese Zikade die Technik beherrscht, so langsam die Duerhölzer ihres organischen Klopffohns zu streichen, daß jeder Zahn einen Ton oder eine Note hervorbringt. Eine Anzahl von Zikaden haben richtige kleine, komplizierte „Instrumentalorgane“ ausgebildet, die sich durch eine große Mannigfaltigkeit der Zeitintervalle und der Phasierung auszeichnen. All dies scheint unbewußt einer persönlichen Ausdrucksform zugutgeben.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowik — Welle 422.

Sonntag, 9.30: Uebertragung aus Wilna. — 12: Zeitzeichen und Wetterbericht. — 15.40: Vorträge. — 17: Volkstümliches Konzert. — 18: Uebertragung aus Wilna. — 20.15: Abendkonzert. — 22: Zeitzeichen, Berichte. — 22.30: Tanzmusik.

Montag, 16.40: Berichte. — 17: Kinderstunde. — 17.25: Vortrag. — 18: Tanzmusik. — 19: Verschiedene Berichte. — 19.30: Vortrag. — 20.05: Französische Lektüre. — 20.30: Konzertübertragung aus Berlin. — 22: Die Abendberichte.

Kraśau — Welle 422.

Sonntag, 9.30: Uebertragung aus Wilna: 12: Uebertragung von der Krakauer Kirche Notre Dame. Zeitzeichen und verschiedene Berichte. — 16: Vorträge. — 17: Uebertragung aus Warschau. — 18: Vortrag, übertragen aus Wilna. — 20.30: Abendkonzert. — 22: Uebertragung aus Warschau. — 22.30: Konzertübertragung.

Montag, 12: Schallplattenkonzert. — 13: Die täglichen Berichte. — 17: Uebertragung aus Warschau. — 17.25: Vortrag. — 18: Uebertragung aus Posen. — 19.30: Vortrag. — 19.55: Berichte. — 20.30: Internationaler Konzertabend. — 22: Uebertragung aus Warschau.

Posen Welle 344,8.

Sonntag, 9.30: Uebertragung des Gottesdienstes aus Wilna. 17: Sinfoniekonzert, übertragen aus Warschau. — 18.50: Vorträge. — 20.30: Bunter Abend. — 22: Berichte. — 22.40: Tanzmusik.

Montag, 13: Schallplattenkonzert. — 18: Unterhaltungskonzert. — 19.35: Vortrag. — 20.30: Abendkonzert. — 22: Die letzten Abendberichte.

Warschau — Welle 1111,1.

Sonntag, 9.30: Uebertragung aus Wilna. — 12: Zeitzeichen, Uebertragung von der Krakauer Kirche Notre Dame. Wetterberichte. — 15.40: Vorträge. — 17: Konzert der Warschauer Philharmonie. — 18: Vortrag. — 20.15: Konzert der Warschauer Philharmonie. — 22: Die Abendberichte. — 22.30: Tanzmusik.

Montag, 12: Schallplattenkonzert. Anschließend die Mittagsberichte. — 16.30: Vortrag. — 17: Kinderstunde. — 17.25: Vortrag. — 18: Uebertragung aus Posen. — 19.30: Französischer Sprachunterricht. — 19.55: Berichte. — 20.05: Vortrag. — 20.30: Internationaler Konzertabend, übertragen von Berlin auf Prag, Warschau und Wien. Anschließend die Abendberichte.

Gleiwitz Welle 329,7.

Breslau Welle 322,6.

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten. *) 12.55 bis 13.06: Neuer Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitanzeige, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung. *) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Preisnachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonntags und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitanzeige, Wetterbericht, neueste Preisnachrichten, Funkwerbung *) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesiſchen Funkstunde A.-G.

Sonntag, 12. August, 8.45: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 11.00: Uebertragung aus Gleiwitz: Evangelische Morgenfeier. 12.00: Konzert. 14.00: Räliefunk. 14.10: Uebertragung aus Gleiwitz: Die Bedeutung des Briefmarkensammelns für die Jugend. 14.55: Schachfunk. 15.00—15.30: Märchenstunde. 15.30—15.55: Stunde des Landwirts. 16.30—17.10: Uebertragung von der Westdeutschen Rundfunk A.-G.: Endspiel um die deutsche Wasserballmeisterschaft. 17.10—18.30: Uebertragung aus Bad Landeb: Konzert des städt. Kurorchesters. 18.30—19.20: Lieberstunde. 19.25: 2. Wetterbericht. 19.30—19.55: Abt. Soziologie. 20.00: Uebertragung aus der Stadthalle Rendsburg: Schleswig-Holsteinisches Festkonzert. Anschließend: Opernabend. 22.00: Die Abendberichte und Olympia-Sonderdienst der Schlesiſchen Funkstunde. 22.30—24.00: Uebertragung aus dem Lunapark: Tanzmusik.

Montag, 13. August, 16.00—16.30: Stunde mit neuen Noten. 16.30—18.00: Marsch-Nachmittag. 18.00—18.30: Elternstunde. 18.30—18.55: Abt. Musikgeschichte. 19.25—19.50: Abt. Welt und Wanderung. 19.50—20.15: Die Ueberſicht. Berichte über Kunst und Literatur. 20.30: Uebertragung aus dem Etablissement „Friedeberg“: Volkstümliches Konzert.

Mitteilungen

des Bundes für Arbeiterbildung

Alle Genossen, die bereit sind, sich im Winter 1928-29 sich dem Bund für Arbeiterbildung mit Referaten zur Verfügung zu stellen, werden gebeten, bis zum 15. August ihre Adresse mit Angabe der Themen und sonstige besonderen Wünsche schriftlich an die Adresse des Unterzeichneten zu geben. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß uns im Besonderen Lichtbildervorträge erwünscht sind.

Im Auftrage des Hauptvorstandes:
Dr. Bloch, Katowice, ulica Marjacka 7.

Kattowik. Der Vorstand der Ortsgruppe Kattowik hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, das diesjährige Sommerfest am Sonntag, den 19. August in Sabole bei Idawische abzuhalten. Sämtliche der Ortsgruppe Kattowik angeschlossene Organisationen sind hierdurch eingeladen. Nähere Mitteilungen ergehen noch. Diese Benachrichtigung ergeht deswegen so früh, damit die Genossen sich den 19. August frei halten.

Kattowik. Am Dienstag, den 14. August 1928, 7 1/2 Uhr abends, findet im Zentralhotel, Zimmer 11, eine Vorstandssitzung der Ortsgruppe Katowice statt, wozu die Vertreter sämtlicher Kulturvereine, auch der Gewerkschaften, hiermit eingeladen werden. Einziger Punkt der Tagesordnung: Sommerfest am 19. August 1928 in Sabole.

Königshütte. Der Bund für Arbeiterbildung Karl Guta hat beschlossen, am Sonntag, den 19. d. Mts. einen Ausflug nach Gleiwitz zu unternehmen. Es ist eine Tages-tour gedacht. Beabsichtigt wird die Besichtigung des Gleiwitzer Museums, Senders und verschiedene andere Sehenswürdigkeiten. Die Führung übernehmen die freien Gewerkschaften. Da die Zahl der Interessenten angegeben werden soll, werden unsere Genossen und Genossinnen gebeten, sich zu diesem Zweck beim Vorsitzenden Genossen Ohl oder im Büro des Deutschen Metallarbeiterverbandes vorzumerken zu lassen.

Veranstaltungskalender

Kattowik. Ortsauschuß. Sonnabend, den 11. d. Mts., abends 7 Uhr, im Zentralhotel Kartellſitzung.

Zawodzie. Bergarbeiter. Am Mittwoch (Mariä Himmelfahrt), den 15. d. Mts., vormittags 9 1/2 Uhr, findet hier die fällige Monatsversammlung des Verbandes der Bergarbeiter, Zahlstelle Zawodzie-Bogutſchich statt, im Restaurant bei Herrn Muschol. Referent zur Stelle.

Siemianowik. Parteigenossen, Arbeiterwohlfahrt, Gewerkschaftscollegen! Am Mittwoch, den 15. August, nachmittags 3 Uhr, findet im Generalschen Lokal, Richterstraße, eine Mitgliederversammlung der D. S. A. P. und der Arbeiterwohlfahrt statt, zu der wir auch die freien Gewerkschaften, sowie die Ortsgruppen von Bytkow, Michalowitz und Gienau freundlichst einladen. Ref.: Sejmabgeordneter Genosse Komolli.

Schwientochlowik. Bergarbeiter. Am Sonntag, den 12. d. Mts., vormittags 9 1/2 Uhr, findet hier im Saale Wieczorek, Langeſtraße, die fällige Monatsversammlung des Deutschen Bergarbeiterverbandes statt. Referent zur Stelle.

Schwientochlowik. Mittwoch, den 15. August, vormittags 9.30 Uhr, Monatsversammlung der D. S. A. P. Lokal Scholinsel. Referent: Gen. Mahke.

Königshütte. Maschinisten und Heizer. Am Sonntag, den 12. August, vorm. 9 1/2 Uhr, findet im Volkshaus die fällige Mitgliederversammlung statt. Jeder Kollege muß erscheinen.

Ruda. Bergarbeiter. Am Sonntag, den 12. d. Mts., vormittags 9 1/2 Uhr, findet im Restaurant bei Masche eine Mitgliederversammlung der Zahlstellen Ruda-Orzegow des Deutschen Bergarbeiterverbandes statt. Referent zur Stelle.

Lipine. Bergarbeiter. Am 15. d. Mts. (Mariä Himmelfahrt), vormittags 9 1/2 Uhr, findet im Restaurant Morawiek in Lipine eine Mitgliederversammlung des Deutschen Bergarbeiterverbandes statt. Referent zur Stelle.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzytki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse“ Sp. z ogr. oap., Katowice; Druck: „Vita“, naklad drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

KANOLD

SAHNENBONBONS

von unübertrefflicher Güte

Zu haben in Zuckerwaren-Handlungen

General-Vertreter Jgnacy Spira
Kraków, Poselska 22.



TEEKANNE
Braun
herzhaft und angenehm
Die Teemischung
für die Familie,
auch bei dauerndem Genuss
keine Geschmacksermüdung.

Central-Hotel · Kattowitz

Dworkowa 11 (Bahnhofstraße)

Treffpunkt aller Gewerkschaftler und Genossen

Angenehmer Familien-Aufenthalt :: Gesellschafts- und Versammlungsräume vorhanden

Gutgepflegte Biere und Getränke jeglicher Art
Vortrefflicher Mittagstisch. Reiche Abendkarte

Um gef. Unterstützung bittet die Wirtschaftskommission
J. A. August Dittmer

Das Blatt der handarbeitenden Frau

Beyers Monatsblatt für

Handarbeit „Wasche“

Mit vielen Beilagen.

Es erscheint am 20. jedes Monats und kostet 75 Pf.,
frei ins Haus 5 Pf. mehr.

Ihr Buchhändler führt sie!

VERLAG OTTO BEYER, LEIPZIG



Henkels
Scheuerpulver
Afa
putzt reinigt alles!
Überall zu haben.

DRUCKSACHEN

sind deine Vertreter! - Kleide sie gut!

Mit Ratschlägen, künstlerischen Skizzen
u. Entwürfen, sowie Kostenanschlägen
sehen wir jederzeit gern zur Verfügung.
Vertreterbesuch bereitwilligst

»VITA« nakład drukarski

Spółka z ograniczoną odpowiedzialnością
Katowice, ul. Kościuszki 29